P.o.germ. 302 dcp/(1

Ehrenberg

<36634812920016

<36634812920016

Bayer. Staatsbibliothek

Seelengemählde

von

Friedrich Ehrenberg.

Erster Theil.

Berlin,

bey Carl Friedrich Amelang.

1812.

G. n. 21.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Frau K. v. D.., geb. v. H.

auf Fr...,

und der

Frau J. v. d. S..., geb. v. R.

seinen verehrten Freundinnen

widmet diese Blätter

Der Verfasser.

BIBLIOTHECA PINIA [illegible]

Die Zuschrift dieses Buches will nur das Andenken der glücklichen Stunden, der seltnen ungetrübt heitern, feyern, die ich jüngst bey Ihnen zubrachte. Mein Geist lebt noch so ganz in dem schönen Kreise, wo das Edelste der Bildung in der Einfalt und Wahrheit der Natur, inniges Einverständniß und herzliches Wohlwollen die Gemüther der Mutter, der Töchter und der Freun-

dinn unwandelbar verbunden halten, und jedes neu sich entwickelnde Treffliche ein neues Band der Gemüther wird, daß er alles, was ihm lieb ist, was ihn menschlich berührt, und was aus dem Besten seines Lebens hervorgeht in diesen Kreis hereinversetzen möchte. Sechs Tage ist mir wohl — unaussprechlich wohl gewesen; da habe ich *gelebt* im höhern Sinne des Wor-

tes. Dieses Gefühl, das meinem Herzen nie vergehen, und seine Wärme durch den Frost künftiger Tage mild verbreiten wird, wünschte ich an ein äußeres Zeichen zu befestigen, damit es auch sein Bestehen und sein Recht habe in dem, was man gewöhnlich Leben nennt. Zugleich wünschte ich, daß, wie vieles aus Ihrem Innern das Meinige ward, etwas von mir,

das aus dem Innern gekommen, mit Bestand und Recht im Leben als das Ihrige betrachtet werden könne.

Das der Sinn und Zweck der Zuschrift.

Ich weiß, es ist Ihnen zuwider, das vor die Augen der Welt gezogen zu sehen, was in der Stille aufgeblüht, hier am besten seines Lebens und seiner Liebe sich freut. Darum sind Ihre

Nahmen nur angedeutet — für die Einverstandenen. So kann es weder Ihre Anspruchslosigkeit noch Ihre Delicatesse verletzen.

Was das Buch selbst angeht: so übersehen Sie das Mißfällige, tragen Sie mit Geduld das Schwache — Sie tragen ja so gern — nehmen Sie das Uebrige mit der Freundlichkeit auf, womit Sie schon so manches von dem

Verf. aufnahmen. Was darin das Beste seyn dürfte ist verunglückt, wenn es Ihnen nicht Wohlbekanntes darstellt. Erhalten Sie dem Verf. die Gesinnungen, die einen sehr großen Theil sein Glückseligkeit ausmachen.

Berlin, den 26. September. 1811.

Fr. Ehrenberg.

Die Güte, womit man einige kleine Gemählde in des Verf. Schrift: weiblicher Sinn und weibliches Leben, aufgenommen, hat ihn zu einer eignen Sammlung solcher Gemählde ermuntert, die man in dem vorliegenden Buche findet. Er hat die Charaktere sich, in Betrachtungen, Lebensansichten, Gefühlen, Wünschen und

Bestrebungen, selbst darstellen lassen. Die Züge sind zum Theil aus der Wirklichkeit, zum Theil aus der Phantasie genommen, doch im ersten Falle mit Freyheit zu Einem Ganzen gebildet, daß man vergebens in irgend Einem der Gemählde ein bestimmtes Individuum suchen würde — im andern aber aus etwas in der Wirklichkeit, als Disposition, Anlage, dunkler Trieb, Vorhandenem entwickelt, daß sie immer einigen Anspruch auf Wahrheit machen.

Zu unterhalten und zu nützen wünscht diese Schrift, darum hat sie zwar nicht bloß Musterbilder gewählt, doch meist

solche, an denen etwas zu lieben, und von denen etwas zu lernen ist. Auch die Bilder 3, 4 und 7 des ersten Bandes sind wohl nicht in jeder Hinsicht ungefällig.

Dieser erste Band enthält bloß weibliche Charaktere in ihren Morgengedanken. Es befinden sich einige darunter, denen man kaum Morgengedanken zutrauen sollte. Der Verf. hat nur sagen wollen, wie dieselben seyn würden, wenn sie welche hätten; und Morgengedanken dieser Art kommen wohl ohne menschliches Zuthun — nur nicht so dicht beysammen.

Der zweyte wird auch einige Charakterzeichnungen aus der Männerwelt enthalten.

Inhalt des ersten Theils.

I.

Morgengedanken.

1.	Agathe.	Seite	3.
2.	Philippine.	—	22.
3.	Wilhelmine.	—	36.
4.	Die Tante Brigitte.	—	49.
5.	Elise.	—	63.
6.	Idone.	—	84.
7.	Margaretha.	—	107.
8.	Serena.	—	122.
9.	Jucunde	—	142.
10.	Therese.	—	165.
11.	Natalie.	—	184.
12.	Julie.	—	201.
13.	Henriette.	—	219.
14.	Mariane.	—	242.
15.	Emilie.	—	262.
16.	Allwina.	—	281.

I.

Morgengedanken.

1.

Agathe.

Da scheinst du ja wieder, freundlicher Tag, und spielst mit deinen Schimmern auf den Blumen, und weckest leise das Schlafende aus seinen süßen Träumen zum süßen Leben in deinem Lichte, und lächelst hold mir ins Herz, daß mir unaussprechlich wohl wird.

Langsam ziehst du herauf, damit du nicht störest, was noch Lust hat fortzuträumen, und mischest wohl selbst deine ersten matten Beleuchtungen und zweifelhaften Scheine in die Täuschung, daß sie noch reitzender werde. So führt uns das gütige Wesen, das dich uns sendet, allmählig und unvermerkt der Wahrheit zu, daß wir

noch verweilen unter den heitern Träumen der Kindheit, wann ihre Zeit schon vorbey ist, und die aufdämmernden Bilder der Erkenntniß sich verschönernd mit den Bildern des Wahnes verweben.

Was hat denn mancher Mensch, wenn man ihm seine Träume — was manches Menschenleben, wenn man ihm diese anmuthigen Gespielen seiner Jugend, diese Zauberblüthen aus seinem Paradise nimmt?

Freylich muß des Menschen Traum doch einmal verschwinden dem brennenden Glanze des Tages; aber er hat sich des Traumes gefreut — lange gefreut, träumend hat er sich an den Glanz gewöhnt, tief in den Glanz hinein träumt er wachend fort, und Kühlung wehend umflattern ihn die lieblichen Gestalten, und werden ihm himmlische Bothen von dem Lande, wo die Träume der Nacht und die Wahrheit des Tages den heiligen, ewigen Bund schließen.

Wohl liegt die Nacht schwer und dunkel auf der Welt — schwer und dunkel auf mancher seufzenden Menschenbrust. Aber sie umfängt auch sanft die Welt und das leidende Herz, und deckt schirmend und weich alles zu, was der Tag verletzte, breitet erquickenden Schlummer über alles, was der Tag müde gemacht hat, träufelt kühlenden Balsam in die heiße Wunde, und heilet des Tages stechende Schmerzen.

In der Nacht leuchten dem Menschen die ewigen Sterne, daß er ihnen seine Klage und seine Sehnsucht vertraue, und die Schrift der Verheißung schimmert vom Himmel herab, in die trüben, wankenden Gebilde des Lebens; da öffnet sich das Herz dem Troste und der Hoffnung, da zergehet der Schmerz in den Gefühlen des Glaubens.

Die Stille der Nacht schmiegt sich mild dem Gemüthe an, zu besänftigen, und in sich aufzunehmen, was sich da unruhig bewegte! Unter dem allgemeinen Verstummen wird es

mir still in der Seele; ich fühle mich so einig mit mir selbst und dem Leben, so nahe dem Hüther der Welt, der nicht schläfet noch schlummert, und von dem leise Worte der Offenbarung im tiefsten Schweigen — hier am vernehmlichsten — zu mir herüber wehen, und empfänglich für jede seiner Mittheilungen an mein Herz.

O, ihr stillen nächtlichen Stunden, wie oft habt ihr mich, im Traume und im Wachen, gelabt und erfrischt, nach der Schwüle des Tages! Wie oft bin ich durch euch selig geworden, wenn am Tage kein Friede in mein Gemüth kam!

Der dunkeln Nachtstille folgt die heitre Morgenstille. Still, feierlich still ist es auch jetzt um mich her und in mir. In der Natur zwar ist alles wach; aber die Menschen schlafen noch, die den Tumult und die Noth überall hinbringen. Still blühet das Leben in das Licht herauf, still zieht es in mein Gemüth, und mit stillen kindlichen Gefühlen erhebt es sich in mir himmelwärts.

Könnte ich doch diese Stille mit hinüber nehmen in den lauten Tag, und sie unter allen seinen Eindrücken bewahren! Ihr verdanke ich, daß mir jetzt so wohl ist; in der Stille, das weiß ich gewiß, in der Stille allein finde ich meinen Frieden. Je mehr ich mein äußeres Leben in die Stille retten kann, und je mehr es mir gelingt, Stille in meinem Gemüthe zu bewirken: desto besser werde ich seyn, desto glücklicher wird mein Daseyn hinfließen den stillen Gefilden der ewigen Heimath zu.

Für die Stille ist mein Gemüth ganz gebildet; was mich still beschäftigt, das nur erfreut mich innig; in der Stille verstehe und besitze ich mich selbst, hier entwickeln sich meine Gefühle, und äußern sich meine Kräfte harmonisch; sie gestattet mir, dem, was ich liebe ganz zu leben, und schützt mich gegen die Dinge, die, wie leise sie mich auch berühren, mich immer empfindlich antasten, und etwas in mir aufregen, das mich mit

mir selbst entzweyt, ich möchte sagen, das mich mir selbst entreißt.

Ich begreife, daß sich andre mit Wohlbehagen und ohne Nachtheil für ihr Herz in dem Getöse der Welt umtreiben können; eben so deutlich ist mir aber auch, daß und warum ich es nicht kann. Lebhafte Zerstreuungen und rauschende Lustbarkeiten thun meinem Körper und meiner Seele eine Gewalt an, die mir empfindlich wird, die mich verletzt und ängstlich beklemmt, und bleiben, wie unschuldig, selbst wie unschädlich sie auch an sich seyen, nie ohne peinliche Nachgefühle. Ich muß allem ausweichen, was stark reitzt, und sich dem ruhigen Ablaufe des Lebens entgegen stellt.

Das habe ich vorgestern bey D - s von neuem erfahren. Die große, glänzende Gesellschaft war gut gewählt, die Unterhaltung abwechselnd, reich, angenehm, hinhaltend genug, Geist und Geschmack blieben nicht ohne Befriedigung, niemand hatte Langeweile, niemand fühlte Zwang, jeder war

froh, viele wurden beynahe ausgelassen lustig. Ich bemühte mich Theil zu nehmen, und es gelang über Erwarten; doch war nichts für mein Herz; eine Spannung, ein Widerstreben, ein Mißbehagen, das, auf Augenblicke unterdrückt, sich immer von neuen einstellte, wollte nicht weichen; oft fand ich mich schmerzlich angegriffen. Verwirrt, betäubt, einer Ohnmacht nahe, war ich endlich genöthigt, die Gesellschaft frühe zu verlassen. Und wie habe ich gestern gekämpft mit den übeln Eindrücken, die sie in mir zurückgelassen, wie habe ich arbeiten müssen, die Ordnung in meinem Innern wieder herzustellen!

Aber warum meide ich nicht die Plätze, wohin ich nicht gehöre? Warum trete ich aus dem Kreise, der sich so freundlich um mich zieht, der so viel Liebes und Holdes in sich schließt, wo mein Herz so sanft und doch zugleich so froh gerührt wird, wo sich alles so bekannt an mich schmiegt?

Nicht bloß die Nacht und der Morgen sind still; auch der Tag hat seine Stille für den, der sie zu finden weiß; sie verweilt unter Blumen und Bäumen, in schattenreichen Lauben, auf dem einsamen Spatziergange, bey dem häuslichen Geschäft; sie besucht uns im Zimmer bey der Lectüre und bey der Betrachtung; sie lagert sich um uns indem wir ein schönes Talent der Kunst üben; sie umschwebt uns im trauten Gespräch mit den Einverstandenen.

Still nährt der Tag seine Pfleglinge, die Kinder der Erde, an seinem Herzen; still ergießt sich durch sie sein Leben und seine Freude. In die Stille versammelt er alle Schönheit und Pracht, die er dem Auge enthüllt. Stille des Friedens lockt er aus dem Geräusche und Streite hervor. Still steht es da neben einander, treibend, blühend, reifend, fließt es in einander über, bewegt es sich mit einander fort.

Indem ich mich diesen Eindrücken überlasse bin ich froh, unaussprechlich froh.

Reich und reitzend geschmückt kommt der Tag herauf; doch würde er mich nicht so entzücken, wenn er nicht in dieser Milde und Anmuth erglänzte, und so sanft zu meinem Herzen spräche.

Gott, es ist deine Stimme, die sanft zu mir spricht, daß auch mein Herz sanft werde. Ja sanft muß mein Herz werden, wenn ich mich deiner und deines Tages recht freuen will.

Dankbar erkenne ich, wie die Verhältnisse, worein mein Leben gewiesen ist, es mir erleichtern, eine ruhig-heitre Stimmung des Gemüths zu bewahren. Lebhafte Wünsche, mit den sie begleitenden Bestrebungen, gespannten Erwartungen und bangen Befürchtungen regen sich selten in mir. Die trügerischen Gestalten, die sie zu erzeugen pflegen, und dadurch so oft die Brust des Menschen in Aufruhr setzen, das Gleichgewicht der Empfindungen aufheben, umgaukeln mich in meiner Abgeschiedenheit nicht; und was

mir etwa in dieser Hinsicht noch nachtheilig werden könnte, dem haben die frühen Belehrungen, die mir über Schein und Wesen, Wahrheit und Täuschung im Leben geworden sind, noch einen bedeutenden Theil seines Einflusses genommen. Im Besitze der Schätze, mit welchen die Güte des Himmels meine Tage gesegnet, darf ich nicht ängstlich nach fremden Dingen schauen, die ohnehin meinem Herzen wenig gewähren würden. Von Jugend auf gewöhnt, das Beste von mir selbst und der treuen Liebe der guten Menschen, die mir zugethan sind, zu empfangen, gerathe ich kaum in Versuchung aus mir herauszutreten. Meine einfachen Umgebungen geben mir, was ich bedarf. Ich vermisse in der Gegenwart nichts, worum ich die Zukunft ansprechen, und in Ansehung dessen ich ihrer Entscheidung verlegen entgegen sehen dürfte. Der gleichförmige Gang unsers Lebens wird selten durch störende Veränderungen unterbrochen, die meine Gedanken

verwirren, und mich mit dem in Verbindung bringen könnten, was mir fern bleiben muß. Von dieser Seite wäre ich einiger Maßen gesichert. Doch will ich über mich wachen, daß sich nicht unvermerkt etwas bey mir einschleiche, wodurch die Eintracht meines Gemüthes bedroht würde.

Meine Reitzbarkeit macht mir desto mehr zu schaffen. Es wird mir schwer, bey dem, was unangenehm auf mich einwirkt, ruhig zu bleiben. Ich werde leicht aufgebracht, ich erwiedere oft mit Heftigkeit was mir nicht ansteht, oder wodurch ich mich beleidigt glaube, und äußere mich zuweilen ungestüm gegen Menschen, die nichts an mir verschuldeten, wo mir etwas zur ungelegenen Zeit kommt, oder sich meiner gegenwärtigen Stimmung nicht fügen will. Ein herbes Wort, eine unfreundliche Begegnung kann mich oft so kränken, daß ich unfähig bin, zu überlegen, ob es denn auch so gemeynt war; da habe ich

denn wohl schon manchem Unrecht und wehe gethan. Ein kleines Versehen entrüstet mich, Fehler und Schwachheiten, die doch sehr menschlich sind, erregen oft bey mir einen Widerwillen, dessen Ausbrüche ich nicht ganz zu verhindern vermag. Ich erkläre mich oft mit einer Härte und Bitterkeit, die ich selbst nicht begreife.

Mein Herz ist gewiß nicht so. Ich wäre gern immer gelassen, jedes Mißverhältniß zwischen andern und mir peinigt mich, ich bereue es tief und lange, wenn ich mich wieder übereilt habe. Es ist mir Bedürfniß, mich überall in gutem Vernehmen zu finden, sanft zu berühren und sanft berührt zu werden.

Was habe ich nicht bey der Spannung mit Julien gelitten! von beyden Seiten war wohl gefehlt; aber weniger Empfindlichkeit von meiner Seite, und die Sache, wäre gleich beendigt gewesen, die jetzt eine ganze Woche gefüllt, und in meinem Herzen sehr unordentliche und gewaltsame

Zustände hervorgebracht hat. Wie leicht und frey wurde mir wieder ums Herz, als es endlich gestern zur Erklärung kam! wie süß schlummerte ich ein, nach so mancher halb schlaflosen Nacht, nun dieser Druck von mir weg war! Ich liebe die gute Julie so innig — und doch konnte ich ihr so fern seyn. Sieben schöne Tage mit allen frohen Erinnerungen, die sie zurückgelassen haben würden, sind aus meinem Leben verloren; an ihrer Stelle steht ein trübes, schmerzliches Andenken. Ich werde das zu vertilgen suchen aus meiner Seele. Doch nein, ganz vergessen darf ich es nicht, damit es mich künftig warne, und mir so etwas nicht wieder begegne.

Ich muß meine Empfindlichkeit besser beherrschen. Ich habe mir zwar auch bisher Mühe damit gegeben, und es ist nicht ganz umsonst gewesen; aber ich kann doch noch mehr thun. Heute soll gewiß niemand über mich zu klagen

haben. Der sanfte stille Geist soll heute nicht von mir weichen; er soll mir die Worte eingeben, die ich reden, die Handlungen, die ich ausüben, ja die Gedanken, die ich denken werde. Mit sanftem, stillen Geist will ich meine Pflichten umfassen, meine Werke ausrichten, und unter den Menschen einhergehen. Mit sanftem, stillen Geist will ich es ertragen, wenn jemand etwas gegen mich versieht. Dieser Geist ist köstlich vor Gott.

An Vorfällen, die mein Gemüth reitzen, wird es wahrscheinlich auch heute nicht fehlen; ich will darauf gefaßt seyn; ich will mich jetzt ganz in die sanfte Stimmung hineinleben, von der ich wünsche, daß sie mir den ganzen Tag eigen bleiben möge; ich will mir immer diese ruhige Besinnung erhalten; ich will dafür sorgen, daß ich durch das, was mich aufbringen könnte, geübt werde in der Gelindigkeit und Schonung, im Nachsehen und Vergeben, in der Fähigkeit, mit

Milde

Milde alles aufzunehmen, mit Milde alles zu erwiedern, mit Milde alles zu behandeln. Ich will mir, wo ich andre fehlen sehe, meine eignen Fehler vorhalten. O, ich fehle so oft! ich bedarf so oft, daß man Nachsicht mit mir hat und mir vergiebt! viel, viel haben auch gute Menschen mir schon nachgesehn und vergeben. Immer demüthiger will ich werden; das recht demüthige Herz ist auch ein sanftes Herz.

Der Edelste unter den Menschen soll meinem Gemüthe stäts gegenwärtig seyn. Mild, sanft und gut, wie er war, blieb Jesus Christus unter den grausamsten Mißhandlungen, unter den heftigsten Schmerzen bis in den Tod. Sanft brach ihm das viel gequälte Herz. Ich will mir die schönen Züge dieses herrlichen Bildes tief einprägen. Lebendig fühle ich: wie wahr das sey, was er gesagt hat: selig sind die Sanftmüthigen. Wenn man auf Erden selig seyn kann, so ist man es gewiß durch ein sanftes Herz.

Auch dich, meine treffliche Mutter, will ich mir immer mehr zum Muster nehmen; wie mild ist dein Gemüth, wie sanft dein Wort und deine That, wie freundlich deine Begegnung! wie viel Geduld hast du selbst mit meinem stürmischen Wesen! Du bist selig in deinem Sanftseyn. Diese himmlische Ruhe, die deine Tage umschwebt — daß ich sie mir erringen könnte!

Auch von dir, meine theure Elise, will ich lernen. Gott prüft dich so schwer — und du leidest so schön! Was müßte aus einem so reitzbaren Gemüthe, wie das meinige, in deinen Verhältnissen werden! Aber ich weiß, wie du gekämpfst hast, und wie es dir gelungen ist; nicht immer war dein Herz wie jetzt, und das stößt mir Muth ein. Ja, es wird mit mir noch gut werden, wenn ich unausgesetzt an mir arbeite, und über mir wache.

Viele Menschen haben Liebe für mich, und

beweisen mir das täglich. Auch von mir soll jeder, der mir nahe kommt, Gutes erfahren. Wie du, holdes Licht des Tages, mild erleuchtest, mild erwärmst: so soll meine Liebe, mild leuchtend und wärmend, sich über die Menschen verbreiten. Keine Gelegenheit, Menschen zu dienen soll von mir unbemerkt und unbenutzt bleiben. Das soll mein Streben seyn, daß vielen durch mich wohl werde, daß alle in meiner Nähe gern verweilen, und daß besonders die sich meiner erfreuen, von denen mir unaufhörlich Freuden werden.

Klar, heiter und schön steht das Bild eines sanften, hülfreichen Lebens vor meiner Seele, meine Empfindungen sind davon erwärmt. Wäre ich doch im Stande, es so in mich herüber zu nehmen!

Du, Bestes der Wesen, hast mich immer so sanft geleitet, so sanft gewarnt, geweckt, ermuntert, so sanft meinen Schmerz geheilt, und wendest dich noch immer so sanft an mein Herz. Sanft deckte mich dein Schutz

in dieser Nacht. Deine Milde hat mir diesen Tag wieder geschenkt mit allen seinen Reitzen und Freuden. Das sey mein Dank, daß ich mich eifrigst bemühe, sanft und gut zu werden. Du kennst mein Inneres; du weißt, es ist nicht von dir abgewendet; es fühlt deine Liebe, es möchte dir so gern wohlgefallen! Dir will ich mich immer mehr ergeben; dann werde ich gewiß besser seyn. An dich will ich denken, so oft es unruhig in mir wird. Jede sanfte Regung, welche die Schönheit deiner Welt in mein Herz bringt, will ich bewahren. Und wenn ich heute etwas Schmerzliches leiden soll; so will ich mich erinnern, daß du es auflegst, daß du auch im Schmerze segnest. Du wirst mir Stärke verleihen, und mir helfen das widerstrebende Gefühl überwinden.

Getrost beginne ich nun das Werk des Tages. O, daß ich auch recht getrost darauf zurückschauen könnte, wann es vollbracht ist, und daß,

wann die Stille der Nacht wiederkehrt, mit ihr die selige Friedensstille des guten Bewußtseyns sich in meine Seele senkte!

2.

Philippine.

Es muß wohl schon lange Tag gewesen seyn; die Sonne scheint so hell und freundlich ins Zimmerchen; alles draußen lebendig. Und doch kann ich noch die Augen nicht recht aufthun; es ist noch so wirre und schwer im Kopf, es spuckt noch etwas drin herum, das nicht fort will.

Ich habe den Schlaf recht lieb; er verdient es auch um mich, daß ich ihn ein wenig lobe. Wie sinkt man so still und weich herein, wenn man müde ist, und das bin ich jeden Abend — was verschläft man nicht alles! und welche schöne Dinge erlebt man im Schlaf! die Herrlichkeiten dauern nur nicht lange. Wer doch recht viel schlafen könnte — und süß, süß träumen! Am Tage ist es auch gut; da sieht und hört man

immer etwas, worüber man sich freut — ich freue mich alle Tage.

Köstlich, wenn man sich so satt geschlafen, so ganz ausgeschlafen hat — und die häßliche Dunkelheit fort, das freundliche Licht wieder da ist! alles kommt einem so frisch und jung vor. Ein junges Blut bin ich auch noch, ich soll aber mit der Zeit wohl älter werden — jeden Tag ein wenig!

Wäre ich doch erst so alt wie Jettchen! still, still, das möchte mir wohl nicht lieb seyn. Jettchen nennt sich drey Jahre jünger, als sie ist. Warum sie das wohl thun mag? Ich kann es nicht herausbringen; aber sie muß doch ihre Ursachen dazu haben. Zwanzig Jahre, das möchte ich; man kann besser mitsprechen, und wird mehr gefragt. Jetzt darf ich nicht einmal immer sagen, was ich denke.

Aber wacker Pinchen! die Aeuglein gerieben! heraus! in die Kleider! Du wirst schon in allen

Ecken nöthig seyn. Man hört wohl nicht viel auf dich, du bist auch noch ein einfältiges Ding. Indeß fehlt überall etwas wo Pinchen nicht dabey ist. Es wäre zuweilen doch gut gewesen, mir mehr zu folgen. Ob man das nachher eingesehen hat? Man bessert sich gewiß noch. Freylich schickt es sich für mich, nachzugeben, Acht zu haben und zu lernen. Das will ich denn auch fleißig thun.

Ein Paar Augenblicke kann ich abmüßigen, meine Gedanken abzuhören. Man hat in der Welt mancherley zu überlegen, besonders, wenn man geschlafen hat, und es wieder Tag ist.

Genug wird es heute zu beschicken geben. Diesen Abend die große Gesellschaft! Mütterchens Sinne werden etwas kraus seyn. Sie ist sonst so gut — so herzensgut, und hat auch mit mir Geduld; da muß ich denn wieder Geduld haben. Wenig plaudern, Pinchen; das merke dir — eine

schwere Arbeit! Wir wollen unser Bestes versuchen.

Gestern Gesellschaft bey D—s, heute bey uns, Morgen bey R — s. Wird's nicht zu viel für dich, Pinchen? Ich denke nicht. Mütterchen wird wohl für mich sorgen, daß ich nicht eitel werde und zerstreuungssüchtig, was ich hoffentlich noch nicht geworden bin.

Laß einmal hören, liebes Herz, wir sind ganz unter uns.

Eitel? Das ist garstig, wer wollte wohl eitel seyn? Ich armes Kind, worauf könnte ich eitel seyn? Schöner Kleider möchte ich viel haben, und sie oft anziehen; ist man dann eitel? Daß die Leute gern mit Pinchen reden, finde ich nicht übel; Pinchen redet wieder gern mit den Leuten, wenn sie hübsch und artig sind; darum ist man auch noch nicht eitel.

Zerstreuungssüchtig? manchmal gefällt es mir in den großen Gesellschaften gar nicht — manch-

mal sehr. Auf diesen Abend freue ich mich. Wenn nichts daraus würde, wollte ich mich auch darein finden; aber es wird wohl etwas daraus werden. Man soll, wenn man noch so jung ist, viel zu Hause bleiben. Muß ich das nicht oft? Das thut mir dann zwar Anfangs ein wenig leid, doch werde ich nicht verdrießlich darüber; ich habe keine lange Weile zu Hause, und mißgönne es den andern nicht, wenn sie mitgehen können. Die Reihe kommt auch wieder an mich. Man soll oft allein seyn, und über ernsthafte Dinge nachdenken. Ich bin ja jetzt ganz allein, und denke auch nach. Wäre denn das so schwer — allein seyn? Ganz allein ist man nie. Man hat sich selbst, allerley Einfälle, nützliche Gedanken, ein schönes Buch, Arbeiten, die Guitare, alles, was um uns herum ist, mit den Bilderchen, die sich die Phantasie darauf mahlt — den Spiegel auch — und die Leute mit den langen und kurzen Nasen, die

über die Straße gehen. Gute Gesellschaft! Beynahe hätte ich dich vergessen, mein allerliebstes Hänschen! Es soll nicht wieder geschehen.

Wie fange ich es denn nun diesen Abend an, daß ich nicht gescholten werde? Ich machte es gern recht geschickt; aber ich zweifle ob's gehen wird.

Verständig, verständig, Pinchen, sagt der Vater immer, du bist nun fünfzehn Jahre alt; da redet man nicht mehr so in den Tag hinein, und thut nicht mehr alles, was einen anwandelt.

Verständig? da mag der Vater wohl Recht haben; ich bin zuweilen ein wenig unbesonnen, und spreche, was nicht ganz klug ist, worüber man mich für ein Gänschen halten könnte; ich sage oft etwas, das ich nachher gern wieder zurück hätte, das ich nicht sagen sollte; oft verplappere ich mich ganz und gar; oft verwickle

ich mich so in meine Worte, daß ich nicht heraus kann; oft sind die Worte schon da, ehe ich noch etwas gedacht habe; es wird doch meisten Theils etwas daraus, was so aussieht, als wenn es jemand gedacht hätte; oft menge ich mich herein, wo es sich für mich noch nicht schickt; oft achte ich nicht darauf, wovon die Rede — oder wer dabey ist. Wie es kommt weiß ich nicht; es kommt so, daß ich es nicht gut ändern kann. Wie viele Male habe ich mir nicht schon vorgenommen, alles besser zu überlegen, und die Wörter schöner zu setzen; aber es hilft nicht sonderlich. Schaden genug und Verdruß dazu habe ich davon gehabt.

Mit der Zeit werde ich wohl klüger werden; aber so verständig wie Ernestine werde ich nie. Was die für Reden führt! Wie die alles so hübsch einrichtet! Und vollends die Geheimeräthinn S.! das ist die pure Verständigkeit. Immer gute Lehren — immer wie aus dem Buche,

so zirkelrund, so kugelglatt alles! Ich wollte nicht, daß ich so verständig würde. Ob's damit wohl Noth hat? Ich kann sie nicht gut leiden — diese Geheimeräthin, und bin herzlich froh, wenn ich sie nicht mehr im Gesichte habe. Sie macht's mir armen Kinde auch mitunter herzlich sauer; da ist des Kritisirens, Anmerkens und Zuwinkens kein Ende; meyne ich hier sey es gut, so wird's dort desto schlimmer. Gottlob daß sie für heute schon versagt war!

Ich soll nicht alles thun, was mich anwandelt? Wenn's nun etwas Unschuldiges oder gar etwas Schönes ist? Das Schlechte freylich darf man nicht thun. Aber erst bedenken, wie die Leute es aufnehmen, ob man nicht damit anstößt, kindisch, einfältig, albern erscheint, ob Tanten nicht den Kopf schütteln, ob es auch gescheut, manierlich, fein ist, und wohl steht. Wie viel ist das zu bedenken! Das geht nicht immer an: da dürfte man oft nicht, wie es

einem um das Herz ist; da hätte man ohne Ende an sich zu drehen, zu glätten, zu spitzen, zu falten, zu schnüren; da könnte man sich selten recht freuen; da thäte es wohl gar Noth, sich zu verstellen. Pfui, sich verstellen! wer wollte das? Das kann man nicht, ohne sich vor sich selbst und vor Gott zu schämen. Sich verstellen, das heißt ja lügen. Etwas thun um der Menschen willen, das man sonst nicht thäte, etwas lassen, das gut ist, und woran man Gefallen hat, wovon man glaubt, man müsse es, wieder um der Menschen willen, lerne ich nie; ich brauche es auch wohl nicht. Die Menschen gehen mich doch nicht so viel an, als mein Herz; und wenn dieses mit mir zufrieden ist, dann will ich lieber daß sie mich tadeln, als daß ich mir sagen müßte, was ich da mache sey nicht so gemeynt. Ich habe schon oft schöne Dinge tadeln und schlechte rühmen hören. Mich ein wenig mehr geniren, ein wenig mehr auf mich Acht haben,

und mich hier und da in unschuldigen Dingen anbequemen, könnte ich wohl; das ist freundlich; man ist ohne das übel unter den Menschen gelitten, und hat manches auszustehen.

Die Frau von X. hatte gestern wieder viel Böses von andern zu erzählen, und vieles zum Bösen auszulegen, was mir nie so schlimm vorgekommen war. Madame B. und das alte Fräulein U. hörten mit sichtbarem Wohlgefallen zu, und wußten sie immer auf etwas Neues zu bringen, etwas hinzuzusetzen, anzumerken, zu benicken und zu beblinzeln.

Ich begreife nicht, wie jemand daran Freude haben kann. Sollten die Menschen wirklich so böse seyn! Das glaube ich nicht. Ich kenne viele Menschen, die gut sind, und die ich recht lieb habe. Böses wüßte ich eben auch von den andern nicht zu sagen, außer, daß jeder Mensch fehlen kann; und wenn ich einmal etwas weiß, so will ich mich nicht weiter darum bekümmern —

warum davon sprechen? und wenn jemand Gutes thut, will ich denken er hat es gut gemeynt; das ist besser, und man ist froher dabey. Es müßte doch die F. recht kränken, wenn sie erführe, wie sie gestern mitgenommen wurde; die verdient es gewiß nicht, daß man übel von ihr redet, und zieht sich so leicht etwas zu Gemüthe. Die Frau von X. soll einmal ihre vertraute Freundinn gewesen seyn, und wenn das auch nicht wäre, es bliebe doch unrecht. Ich will mich hüthen, daß ich niemand kränke, und damit es nicht aus Unvorsichtigkeit geschehe, will ich meine Worte wohl erwägen. Hoffentlich werden mir die Menschen dann auch nicht wehe thun, und nicht schlecht von mir sprechen, was mich sehr schmerzen würde. Sonst mögen sie mich kritisiren wie sie wollen, allenfalls auch ein wenig schelten.

Ich muß mich aber in Acht nehmen, daß sie keine Ursache haben, schlecht von mir zu reden.

Wäre ich wohl schon schlecht gewesen? eigensinnig, störrig, heftig, leichtfertig, ungehorsam? Man kann das so genau nicht wissen. Die Mutter, darum will ich sie bitten, soll es mir immer sagen, wo sie etwas Unartiges an mir bemerkt hat, und dann will ich nicht widersprechen, sondern mich bessern.

Launen hat Pinchen; die haben andere Leute auch. Aber es ist doch nicht gut Launen haben; ich werde mich bestreben sie abzulegen, wenn ich es nur nicht vergesse.

Gestern Morgen war ich ein wenig wunderlich; ich habe Hannchen gewiß Unrecht gethan. Ich werde suchen ihr dafür heute eine Freude zu machen; dann wirst du es mir vergeben, liebes Hannchen; ich habe es nicht so gewollt. Warum war ich denn so verdrießlich? Das kann ich nicht herausbringen; wie man nun zuweilen ist. Des Morgens bin ich oft so. Wenn es mir wieder begegnet, will ich gleich an etwas

Schönes denken, oder etwas recht Schönes thun, so wird es wohl vorübergehen.

Immer kann man nicht fröhlich seyn. Ich bin auch zuweilen traurig — sehr traurig, besonders wenn ich vorher sehr lustig gewesen bin. Mütterchen sagt dann, man solle mich gehen lassen, es sey mir nützlich, die Leichtfertigkeit nähme sonst bey mir Ueberhand, in der Traurigkeit komme man oft auf gute Gedanken. Ich will mir das ein ander Mal genauer überlegen. Leichtfertigkeit? Ueberhand? — sonderbar. Sollte wohl etwas Wahres daran seyn? Gute Gedanken möchte ich haben, die können zu vielem führen. Ein gutes Herz ist noch besser.

Heute will ich einmal versuchen, ob man nicht zugleich von Herzen froh und von Herzen gut seyn kann; ich will fleißig an Gott denken; der verlangt von uns daß wir immer gut seyen, und ist darum so gut gegen uns, und erzeigt uns noch viel mehr Gutes, wenn wir gut sind.

Der Morgen ist so schön, es schimmert so herrlich durch den Garten, es duftet so süß zu mir herauf, es weht so erquickend mich an; welche Rosenpracht dort unten! wie frisch, wie heiter, wie lebendig alles! wie lustig singt und schwirrt es in den Lüften! wie freundlich lacht alles mir entgegen! Ja heute muß ich recht freundlich und froh — recht von Herzen gut seyn, viel Nützliches lernen, viel Schönes vollbringen. Nun herunter zu den andern! heute sollt ihr alle an Pinchen Freude erleben.

Da bin ich aber wieder ganz in einander gekrochen, wie ein altes Mütterchen. Gerade halten, hübsch gerade, Pinchen, das gehört auch dazu, und ist sehr nöthig. Wenn ich so krumm wüchse!

3.

Wilhelmine.

Da bin ich ja — frisch, munter. Das war ein fester, süßer Schlaf. Nichts geträumt; ich mag auch das Träumen nicht. Man träumt wohl oft allerliebst, aber auch oft recht graulich. Als neulich die alte X. mit dem Eulengesicht mich anglotzte: die Haare standen mir zu Berge! hätte ich nur schreyen und laufen können!

Das Schreyen ist eine schöne Erfindung; ich ängstige mich eigentlich gar nicht mehr, ob ich gleich noch am ganzen Leibe zittere, sobald ich schreye. Wie mag das seyn? Ich komme aus der Angst in den Jubel durch das Schreyen, daß alles davon lustig wird. Die Leute glauben darum oft, ich thue es nur aus Muthwillen; da denken die Leute falsch. Ich wollte daß ich mich oft ängstigen müßte, damit ich oft nach Herzens-

lust schreyen könnte. Aber ich soll mich zuweilen ängstigen, wo mir nicht so ist, wo ich lieber lachen möchte; das macht mir kein Vergnügen, und ich lerne es nimmermehr. Sonst hilft das Schreyen noch zu mancherley.

Die Mutter schilt über das Schreyen, und sagt es wäre eine Unart; das kann ich nun nicht finden. Es giebt einige Dinge, worüber Mutter und ich nicht einerley Meynung haben — sonderbar! Mama behält immer Recht — und Töchterchen seinen Willen.

Ich laufe auch für mein Leben gern, wenn etwas hinter mir her ist. Schlimm, daß es sich nicht immer schickt! wie ich es überhaupt garstig finde, daß sich so vieles nicht schickt; das wird mir noch manche Freude verderben.

Aber ich wollte, ich träumte gar nicht mehr — um der Alten willen mit dem Eulengesicht. Das will mir nicht aus den Augen; eiskalt überläuft es mich noch oft, wenn ich des Abends

allein bin, und wenn ich zu Bette gehe. Linchen und Malchen und Julchen haben oft ihr Gespötte über die Alte; hätten sie gesehen, was ich gesehen habe, sie könnten es gewiß nicht mehr; mir ist es ganz vergangen.

Heller Tag schon! doch wohl noch früh; ich höre nichts, als die Tante husten. Der böse Husten! gewiß kommt es von dem Husten allein her, daß Tante so geitzig ist, immer zu keifen hat, und nichts Lustiges leiden kann.

Aber die arme Tante, sie muß doch viel ausstehen; ich zwar auch — aber ich will still seyn, und sie freundlich ansehen, wenn sie mürrisch ist; sie ist auch zuweilen gut gegen mich. Die vorige Woche hat sie noch gemacht, daß ich auf den Ball gehen durfte, was der Vater lange nicht erlauben wollte.

Ich freue mich, daß ich aus dem Neßchen bin. Es wird mir oft sauer, mich von dir zu trennen, mein liebes Herz; nimm es mir nur

nicht übel, daß ich dies Mal so wenig Umstände gemacht. Ein Paar süße Stündchen hätte ich wohl noch schlummern können; aber Morgenstund' hat Gold im Mund'. Ich will nun der Mutter alles zurecht legen, in die Küche gehen, und meine Andacht halten, daß ich fromm und tugendhaft werde und häuslich; dann wird es mir wohl erlaubt seyn, ein wenig im Wilhelm Meister zu lesen. Mama hat es zwar verboten, aber ich schlage alles über, was mir schädlich ist, wie das Bienchen das Gift in den Blumen läßt, und nur den Honig saugt. Das weiß Mama nicht, sonst hätte sie es gewiß nicht verboten.

Ein hübscher Mann der Wilhelm! so einen möchte ich wohl haben; indeß wenn's auch ein andrer ist.

Ich muß doch auch einmal in den Spiegel sehen; daß ich daran noch nicht gedacht! wie man oft das Nöthigste vergessen kann!

Guten Morgen, schönes Minchen, rothe Bäckchen geschlafen! sollst heute recht geputzt werden — nicht leichtfertig, „hübsch anständig und sittig,“ sagt Mama. Das versteht sich, liebe Mutter! Aber so genau muß man auch nicht alles nehmen. Die Leute sagen oft, Mienchen würde noch einmal so schön seyn, wenn sie das Tuch ein wenig anders steckte, und sonst ein wenig luftiger wäre. Hast du es nicht gern, daß die Leute Minchen zuerst ansehen, und dann, wenn Zeit dazu übrig bleibt, Julchen und Linchen und Malchen, wie es auch recht ist? Könnte ich doch von Julchen lernen, wie sie den Shawl trägt! damit wird sie mir noch oft das Spiel verderben. Ich habe den Spiegel sehr lieb, und das Minchen drin noch mehr. Adieu Minchen!

Wie Mama heute wohl seyn mag? Gestern hatte ich es zuweilen schlimm mit ihr — Aprilwetter! Ich kann's ihr schon gleich nach dem

Aufstehen anmerken, ob warm oder kalt, Winter oder Frühling, naß oder trocken. Beständigen May habe ich bey ihr noch nicht erlebt. Man muß sich schicken, und Minchen kann schmeicheln und zureden.

Nun den schönsten Gruß meinem lieben Fensterchen! Wenn ich das nicht hätte, ich wüßte nicht was ich anfinge. All' die hübschen Leute, die da vorbeygehen, und hinaufgrüßen nach Minchen und von Minchen wieder gegrüßt werden! und alles, was da unten auf der Straße vorfällt, was sich da begegnet, durcheinander läuft, und tanzt und springt — immer etwas Neues! Möchte nur nicht der häßliche Leichenwagen so oft daher fahren! Sonst ist es ein lustiges Leben.

Gestern hatte sich Mama auf meinen Platz gesetzt; das war fatal! Wir müssen nur sorgen, daß es nicht heute wieder geschieht. M. kam zweymal vorbey, und konnte mich nicht sehen

weil ich die Seite hatte, wo er her kam. Er grüßte Mama, und glaubte wohl ich sey es, worüber er noch beynahe gefallen wäre; und die merkte nichts, und dankte nicht. Wenn er nur nicht denkt, ich hätte etwas gegen ihn! ich habe doch gewiß nichts. Aber daß er auch gar nicht näher kommt! Will er oder will er nicht? Ich bin ganz confus; oft ist es mir deutlich: er will; und dann wieder, wo er die schönste Gelegenheit hat = = = ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Warum thut er denn nichts, was so viel heißt als: ich will, damit man einmal seiner Sache gewiß würde, und nicht nöthig hätte auch nach andern auszusehen. Es macht einem oft viel Mühe und Verdrießlichkeiten, wenn man mehr als Einen am Schnürchen halten soll. Hat man es diesem nur halb zu Sinne gethan, so hat man es mit jenem schon verdorben. Verliebt ist er; allein was kann mir das helfen? Ich bin nun bald siebzehn Jahre

alt — verständig auch; also = = =. Freylich warten würden wir noch etwas müssen; das könnten wir ja!

N. hat seit einiger Zeit auch viel um mich zu thun, was ich ihm gar nicht verdenke; und Sie meine Herren, S., F., H., P., scheinen nicht abgeneigt zu seyn. Vor der Hand, Minchen, wollen wir uns das einmal gefallen lassen. Aber vorsichtig, vorsichtig, daß M. nicht eifersüchtig wird. Ein wenig kann nicht schaden; das treibt. Doch neulich wäre es beynahe zu weit gegangen; drey Wochen wich er mir aus, und um ein Härchen, so hätte Julie ihn gehabt. Die? sachte, mein Fräulein, da sind wir mit bey, so war es nicht gemeynt, hier scheidet sich die Freundschaft. Ich merke, daß bey dieser Sache große Klugheit nöthig ist.

M. ist mir gewiß der liebste, die andern sollen etwas lockre Burschen seyn, die jeder Schürze nachlaufen; aber es ist doch ein Unter-

schied zwischen den Schürzen. Mit M. könnte es zu lange dauern bis er Brot hat, und dann sind heut zu Tage die jungen Herren gar zu flatterhaft; es sind ungewisse Zeiten, man muß sich reichlich versorgen, um nur ein wenig sicher zu haben. Das kommt beynahe heraus, wie die Tante spricht. Etwas denke ich doch festzuhalten von Euch, Ihr flatterhaften jungen Herren!

Das Heirathen muß eine lustige Sache seyn; wenn es nur bald geschehen könnte!

Die Mutter hat immer ihre Anmerkungen darüber, daß ich so oft zum Fenster heraussehe; darum soll ich nähen, wenn ich da sitze. Ich weiß nicht was Mama damit will; sie ist doch zuweilen wunderlich. Warum nicht stricken? Nähen will ich dafür Morgens früh und an Regentagen. Sich umsehen muß man auch beym Nähen wohl einmal — und wo dann hin? Die Tante Brigitte sehe ich oft genug, und ihre

guten Lehren höre ich immer ganz deutlich, ohne sie anzusehen.

Wunderschönes Wetter! einzig! Wollte doch der Cousin so gut seyn, mich ein wenig unter die Linden an die Luft zu führen! Es wird dort heute recht brillant werden. Allein, und selbst mit Julchen, Linchen und Malchen, darf ich nicht auf der Promenade gehen, sondern muß an den Häusern bleiben. Da ist es auch wohl gut; aber die Füße leiden zu viel auf den spitzen Steinen. Mama und die Tante sind nicht von der Stelle zu bringen; sollte ich auf die warten, so käme ich alle halbe Jahr Ein Mal unter die Linden. Dabey muß ich mich in ihrer Begleitung so viel in Acht nehmen, und so anständig seyn, daß ich glaube, man lacht über mich, und alle Freude verliere. Kaum ist es mir erlaubt, wieder zu grüßen, wo ich noch so schön gegrüßt werde. Die Augen sollen gar nicht auf die Weide gehen, was sie doch in

der grünen Jahreszeit so gern thäten. Es wäre beynahe nöthig, daß man sie zu Hause ließe. Der Cousin ist da mehr zu loben — ein guter Junge! der es leiden kann, daß die Herren N., S., F., H., P. sich mit uns unterhalten.

Sonst wird's heute wohl nichts werden. Mutter und Tante gehen nach Majors zum Thee; das ist nichts für mich. Ich werde Malchen bitten lassen zu einem Plauderstündchen. Mit der kann ich es am besten, den andern plappre ich zu viel.

Nun, was ist's denn? wozu kann man sprechen? Auch Mama meynt: viel denken, wenig reden. Gut, Mama, alles hat seine Zeit. Bey der Arbeit denken, mit Malchen und den Herren plaudern; so ist es recht, ich bin ja weit mehr allein, als mit andern zusammen. Das Sprechen ist, glaube ich, auch gesunder als das Denken. Beym Sprechen kann man noch dazu sich zeigen,

und den Leuten gefallen; beym Denken gar nicht; wer hat etwas davon?

Aber Uebermorgen, wenn ich noch zweymal geschlafen habe, die Landparthie! Das wird ein Fest seyn! Komm doch heute recht früh, liebes Malchen, es ist noch viel zu überlegen.

Wenn M. es wüßte, ich glaube, er setzte seine Füße ein wenig in Bewegung. Fehlen darf er nicht, sonst wäre mir einiges verdorben. Wie stecken wir es ihm zu? Da muß der Cousin wieder einmal gebraucht werden.

Aber geschickt, mein Bester, nicht mit der Thür ins Haus gefallen! wir sind zuweilen ein wenig unbeholfen. Daß Sie sich nur nicht merken lassen, wer hinter Ihnen hält. So wie von ohngefähr und ganz aus Ihrem Eignen. Das schöne Wetter, können Sie meynen, verspreche viel für Uebermorgen, sie freuen sich Ihrer guten Cousine wegen. Das Weitere wird man Sie dann schon fragen.

Ich mache Ihnen freylich einige Mühe. Lassen Sie sich aber das nicht verdrießen. Dafür haben Sie auch eine schöne Cousine, und werden von Minchen gebildet, und bekommen Tournüren, was Ihnen noch etwas Noth thut. Wenn ich einmal einen Mann habe, und Sie sich in einer ähnlichen Verlegenheit befinden, rechnen Sie wieder auf mich.

Ob sonst noch viele Herren dabey seyn werden? es würde mir lieb seyn. Aber es giebt jetzt auch so viele Bären unter den jungen Herren! Tante Brigitte versichert, in ihrer Jugend sey das nicht so gewesen. Das ist lange her. Nun, man wird doch mit ihnen fertig.

Da ist Mama! Wie viele Gedanken habe ich schon gehabt, ehe sie aufgestanden! Ich denke gewiß mehr als ich sage! Jetzt muß ich meine Gedanken verabschieden — bis auf Wiedersehen, am Fenster!

---

4. Die

4.

Die Tante Brigitte.

Schon wieder wach! nun werde ich wohl für dies Mal kein Auge mehr schließen! Vielleicht schliefe ich noch wieder ein, wenn es nicht schon so helle wäre.

Die kurzen Nächte sind doch eine wahre Plage für den Menschen! Das Bißchen Schlaf, das Einzige was man noch vom Leben hat, wie wird einem das verkümmert! Jede Stunde vom Husten geweckt — und die Sorgen, die schweren Sorgen! Ist es denn nicht genug, daß sie mit uns zu Bette gehen, und wieder mit uns aufstehen? müssen sie uns auch noch im Schlafe stören? Aber wer sorgte wohl im Hause, wenn ich es nicht thäte? Das lebt in den Tag hinein — Alt und Jung!

Welche ängstliche Träume waren das wieder!

Neuer Krieg im Lande — ein Kapital von fünfhundert Thalern mit allen aufgelaufenen Zinsen verloren — Plünderung — Feuer — Minchen in Gefahr — entführt — im Walde verirrt — oben auf der Spitze des Nikolaithurms — Gott, da fällt sie ja gewiß herunter! — am Scharlachfieber krank — Zemire todt, alle viere von sich gestreckt, wie das arme Thier sich quälte! wie es zappelte! — Diebe im Hause — die Schatulle, alle Spinden erbrochen — ein Galgengerippe über meinem Bette! Das alles durch einander in Einer Nacht!

Man glaubt an keine Träume mehr; woran glaubt denn die ungläubige Welt noch? was wäre nicht darüber zu denken und zu sagen! es wird alle Tage ärger; das drückt und nagt mir auch am Herzen.

Träume ich denn nicht fast alles? Sage ich es nicht fast immer vorher, wie es kommen wird? und doch kann man leugnen, widersprechen?

Ist nicht gestern wirklich die Terrine zerbrochen, wie ich es gerade vierzehn Tage vorher geträumt? Sind nicht vorigen Herbst die drey Löffel gestohlen worden, die ich gerade drey Jahre vorher am ersten Sonntage nach Trinitatis im Traume vermißt? Und hatte ich nicht von weißen Kirschen geträumt, als noch in demselben Jahre der Blitz in den Kirschbaum gleich linker Hand auf dem Spargelbeet schlug? Hatte ich nicht Nachts von Fischen geträumt, als unser betrunkener Kutscher noch mit Noth lebendig aus der Spree gefischt wurde? Habe ich nicht den schwarzen Kater im Traume krepiren sehen, wie vier Wochen später geschah?

Spottet nur über meinen Aberglauben; wollte Gott Ihr hättet Recht — und ich könnte mitspotten! aber was ich weiß, das weiß ich. Mir ist entsetzlich bange.

Nein, diese Nacht werde ich nicht vergessen; wenn die nichts bedeutet, so sage

ich nichts mehr. Wäre nur erst das Unglück geschehen!

Alles ist mir unbequem — Stiche in der Brust! so matt, so enge und beklommen — das Bette so hart — ich habe gewiß Fieber! Hätte ich doch meine Tropfen! Nichts an der rechten Stelle! Wieder schönes Wetter — mir zum Verdruß! Wie viel Aerger werde ich heute noch haben? Wird man nicht alles verkehrt machen? Da hilft kein Reden! Es ist mit dem Gesinde länger nichts anzufangen — ungeschickt, langsam, nachlässig, vergessen, gedankenlos, hochmüthig, trotzig, widerspänstig! alle halbe Jahre etwas zerbrochen — täglich etwas umgekommen, was zu vernutzen gewesen wäre, als ob es nichts gekostet hätte — schlechte Sachen gebracht — viel Geld ausgegeben — nirgends zu finden, als wo man nicht seyn sollte — aus dem Hause tragen — sich über die Herrschaft aufhalten! Allenthalben Jammer und Elend!

Gestern der Kaffe zwey Groschen aufgeschlagen! zwey Groschen — ist es nicht eine Sünde!

Wo ist denn meine Zemire? Ach, da liegt das arme Thier — nichts unter sich, nichts über sich! es wird sich erkältet haben — wie schwer ihm der Athem geht! Komm mein liebes Möpschen, ich muß dich ein wenig ins Bette nehmen, daß du wieder warm wirst. Du hast auch dein Kreuz in der Welt. Alles im Hause hat sich gegen dich verschworen. Stöße und Schläge sind dein tägliches Brod. Kaum, daß ich meine Augen von dir wende, so hat man dir etwas versetzt. Keinen guten Bissen gönnt man dir. Ueberall ärgert, zerrt, quält und jagt man dich. Von jedem Stuhl mußt du dich vertreiben lassen. Wenn Minchen ihre böse Laune hat, so mußt du es entgelten, und ihre Mutter giebt ihr ein schlechtes Exempel. Ueber mich sollst du wenigstens nicht seufzen, meine Alte. Wenn es nur nicht wahr wird, was ich von dir geträumt habe.

Das wäre mir eine schwere Prüfung! Ich würde es kaum überleben.

Da rumort das leichtfertige Kind auch schon über mir! Wie der Tag anbricht ist das unruhige Blut in Bewegung, da trippelt, da hüpft, da tanzt es herum, als ob der Tag nur Eine Stunde dauerte. Minchen, Minchen, das geht nicht gut, du thust dir am Schlaf Abbruch, du wirst gewiß krank; wie bleich siehst du nicht seit einiger Zeit aus! das kommt vom wenigen Essen und Schlafen. Wenn du doch einmal auf deine Tante hören wolltest! Die Morgenluft kannst du gar nicht vertragen.

Was mir das Kind Sorge macht! Voll Tand und unnützer Anschläge das Köpfchen, voll eitler Dinge das thörigte Herz. Eben vor dem Spiegel, nun am Fenster, dann auf der Straße! des Aufschmückens nie ein Ende, hier eine Nadel anders zu stecken, dort eine Schleife anders zu befestigen, da eine Falte anders zu legen — jetzt

dies, jetzt das nicht recht; jetzt hat sie hier, jetzt da etwas gesehen, das nachgemacht werden muß. Da geht niemand vorbey, dem nicht etwas abgemerkt wird. Der kostbare Shawl, den sie zum Geburtstage bekommen, wird vollends ihr Verderben seyn. Das ist ein Manoeuvriren, ein Gesticuliren, ein Ziehen, ein Schieben, ein Werfen hin und her! Stundenlang triebe man das, wenn's nicht verhindert würde. Die edle Zeit! Es thäte Noth, daß jeden Tag etwas Neues gekauft würde. Hätte man es nur so; wir würden sehen! „Sparen, sparen", predige ich alle Tage hundertmal, „man braucht so viel in der Welt, und hat so wenig, die Zeiten sind so schlecht" — immer taube Ohren! Kaum ist ein Thälerchen in der Börse — fort damit in die Galanteriehandlung, alles an Flittern gehangen — nichts Solides angeschafft, nichts zurückgelegt, nichts zu Rathe gehalten! Minchen, Minchen, du wirst noch einmal an deine Tante

denken! Ein hübsches blankes Sümmchen müßte schon dein seyn, wenn du mit dem gut gewirthschaftet hättest, was du mir abgeschmeichelt. Da wirft man das liebe Geld hin, als ob es nichts werth wäre. Ich wußte in deinen Jahren schon anders damit umzugehen; wie sollte es sonst jetzt werden!

Die Kleidung — wie Spinnewebe! Wenn ich nicht so oft ermahnte und nachhülfe, ich glaube halb nackt liefe sie dahin.

Eitelkeit, Leichtsinn das ganze Wesen!

Keinen Augenblick können die Gedanken still stehen, allenthalben flattern sie herum, und der Sinn ihnen nach. Es ist gar nicht möglich, sie bey etwas Ernsthaftem festzuhalten; und doch giebt es so viel zu bedenken — was erfährt man nicht! was hat man nicht zu thun! was nicht zu verhüthen! was muß man nicht fürchten! Immer aufgeräumt, immer lustig, immer etwas Neues zu besprechen, zu belachen, zu besticheln,

anzuzetteln! Das geht vom Einen zum andern; alles vergißt man; alles schlägt man in den Wind; „unnöthige Sorge, Grillen alter Leute, mürrische Quälerey, das macht sich von selbst, es geht besser als man denkt,“ mit solchen Worten werde ich abgefertigt. Hätte ich doch nur Ein Mal ein Fältchen auf der glatten Stirn gesehen! Wie das noch enden wird? Mir ist angst und bange; ich mag es mir nicht vorstellen. Wenn du wüßtest Minchen, wie viel Thränen die Tante schon um dich vergossen hat! Auch an Erinnerungen habe ich es nicht fehlen lassen. Kaufet in der Zeit, so habt ihr's in der Noth. Daß du doch gar keine Lehren annehmen willst!

Könnte ich sie nur dahin bringen, mich ein Viertelstündchen aufmerksam anzuhören, und sich ein vernünftiges Wort sagen zu lassen! Aber da wird mit dem Stuhl gerückt, auf dem Tische herumgefahren, Zemiren auf den Fuß getreten, nach der Thüre gesehen, da ist eine Mücke zu

verfolgen, etwas zu suchen, etwas draußen zu bestellen, da hat man bald so bald so darein zu reden, daß ich jeden Augenblick aus den Concepten komme, und gar nicht sagen kann, was ich sagen will, und was ihr so nützlich wäre. Habe ich sie einmal gefaßt — nun so sitzt sie einsylbig und verdrießlich da, als wenn sie beregnet würde. „Ja, nein, gut, ganz recht, Sie sind eine himmlische Tante, so will ich es auch machen", weiter presse ich mit aller Mühe nichts aus ihr heraus; und auf der Stelle macht sie's anders.

Aber mit Linchen, Julchen und Malchen das ist ein Geschnatter, daß einem Hören und Sehen vergeht — an Einem fort — nichtssagende Dinge, thörigte Einfälle, alberne Schwänke, Neuigkeiten von der Straße und von den Bällen, spöttelnde Anmerkungen, Moden, Lustbarkeiten — Gelächter — über und über strömt es — unerschöpflich. Wo sie die Worte doch hernehmen?

kein ernsthaftes darunter; alles luftig, alles nichts, alles von Heute, Gestern, und Morgen.

Und was hat man sich nicht heimlich zu stecken! Ich fürchte, ich fürchte, in dem jungen Herzchen geht schon allerley vor, was noch nicht darin vorgehen sollte. Mit Malchen hat sie es besonders angelegentlich — Briefchen hin und her — das bedeutet etwas; ich muß sehen, daß ich einmal Eins auffange.

Sollte das Kind wohl gar schon Gedanken und Anschläge haben? Ich will nicht hoffen, Minchen, das wäre viel zu frühe. Aber die Mädchen sind jetzt so, zu meiner Zeit waren sie anders. Das frühe Tanzen, die frühen Gesellschaften, die schönen Manieren, das Schauspiel, die Bücher — das ist das Leiden.

Die Blicke und Grüße zum Fenster hinaus sind mir lange verdächtig gewesen. Ey, Ey! ich komme auf Spuren. Der O. schleicht so oft um

das Haus herum — und die Spatziergänge mit dem Cousin? um der frischen Luft und der lieben Natur willen allein ist das nicht. Der Junge ist gut, ein wenig einfältig, und merkt wohl selbst nicht, wozu die Mädchen ihn brauchen, die könnten ihn mit verderben. Ich werde ihn heute noch in's Examen nehmen, und dann der Schwägerinn berichten. Die sieht nie etwas!

Und doch, thue ich nicht selbst allen Thorheiten des Kindes Vorschub? helfe ich ihm nicht überall durch? kann ich ihm etwas abschlagen? kann ich ihm ein hartes Wort sagen? bohrt's mir nicht das Herz durch, wenn ich es weinen sehe, wenn es zu Hause bleiben soll, während die andern zum Vergnügen gehen, wenn der Bruder es in seinem rauhen Tone anfährt? Ich weiß nicht, wie es mich berückt, und mir das Herz gestohlen hat. Fühltest du nur, Minchen, wie deine Tante dich liebt; du thätest ihr mehr

zu Gefallen, und achtetest mehr auf ihre gute Lehren, und wärest freundlicher gegen sie.

Heute sollst du mir einmal den Morgensegen vorlesen, und dann mit in die Wochenpredigt gehen. Der Diakonus U. predigt weit erbaulicher, als der Hauptpastor. Das ist eine Salbung! eine Andacht in den Mienen! das erquickt bis ins innerste Herz. Sonst besuchte er mich alle acht Tage, jetzt ist er wohl in vier Wochen nicht hier gewesen. Ich muß doch hinschicken.

Du gehst mir zu wenig in die Kirche, und ich besorge, der Sturm, den ich dir neulich geschenkt, wird auch nicht so oft gebraucht, als die eiteln Bücher vom Verleiher. Daran habe ich großen Aerger. Wäre ich deine Mutter, du solltest mir auch die nicht in die Hände nehmen, die sie selbst ausgewählt. Die Romane taugen alle nichts: sie vergiften das Herz, davon wirst du so leichtfertig, davon kommen die zu frühen Gedanken.

Sollte das Kapital in K—s Handlung wohl noch sicher stehen? Die Leute machen großen Aufwand, und die Zinsen waren schon vorgestern fällig. Wieder Stiche in der Brust! Gott, die Sorgen! — — — das war eine ängstliche Beklemmung. Nichts als Noth und Elend in der Welt. Ehrlichkeit, Treue und Glauben — das fehlt. Pracht, Verschwendung, Laster, Sittenverderben — nicht bezahlen! Wie leicht ist man um das liebe Seinige! Wenn es wieder Krieg würde! Das Kapital bey D. wäre auch vortheilhafter unterzubringen. Sechs Procent ist jetzt ganz christlich. Man soll zwar sein Herz nicht an das Irdische hangen; aber man will doch mit Ehren durch die Welt; und das wird einem so sauer gemacht. Das Wenige, was man hat, muß man zu Rathe halten, dafür hat es der Himmel gegeben. Es ist all' für dich Minchen, wann ich sterbe. Gott wird mich wohl noch ein Paar Jährchen leben lassen.

5.

Elisa.

Ich freue mich, daß ich schon hier unten bin. Von allen Stunden des Tages sind doch die ersten Morgenstunden die schönsten — wenigstens mir die liebsten. Wenn ich die verschlafen habe, kostet es Mühe, daß ich nicht den ganzen Tag verstimmt bleibe.

Dieses stille und doch lebendige Leben, diese ruhige Fröhlichkeit, dieses jugendlich Unschuldige des Morgens — wie mich das anzieht, wie ich mich damit vertraut fühle! Darein vergehen möchte ich.

Am frühen Morgen scheint mir jedes Wesen mehr in der Lauterkeit seiner Natur zu bestehen, sein Daseyn ungetrübter, seliger zu empfinden, und sich in demselben freyer zu bewegen, ein sorgenlos-lustiges Spiel damit treibend, ohne

etwas von sich einzubüßen, ja ohne daß ihm etwas unsicher, schwankend würde oder aus seiner Einheit wiche.

Eine Einfalt und Wahrheit glaube ich hier wahrzunehmen, als ob die Welt wieder ein Kind geworden wäre, das mit den Strahlen kindlicher Liebe im Angesicht am Herzen der Mutter läge.

Die reine Luft, das reine Licht, das reine Hervortreten der Gestalten, die liebliche Reinheit aller Farben — das ist's was ich meyne, warum ich wünsche, daß mein Leben seyn möchte wie der Morgen.

Den Abend liebe ich auch, aber nicht, wie den Morgen, mit frischer, heitrer, sondern mit wehmüthig trauernder Liebe. Am Abend ist alles so müde, und in seinem Dunkel verfließen die herrlich strahlenden Gestalten des Morgens.

Der Morgen hält zusammen in stiller Vereinigung; der Tag treibt auseinander; der Abend

löset auf und bringet zur Ruhe. Möge es allem eine sanfte, sanfte Ruhe seyn!

Diese Rose, so frisch blühend in sanfter Röthe, so süß duftend, so an sich haltend in holder Verschämtheit, so in sich zurückkehrend indem sie ihre Reitze enthüllt; vielleicht nur wenige Stunden, so hat die Sonne sie gebleicht, ihren Duft verschlungen, erschlossen, was in bescheidener Verborgenheit entzückte, bis ins Innerste geöffnet und zur Schau gestellt, was sie selbst dem Blicke der Welt scheint entziehen zu wollen, und dem Spiel aller Lüfte Preis gegeben — der Wind die Blätter zerwühlt, die edel geformte Gestalt verstümmelt! Wenn nicht gar ein nagender Wurm sich ihr ins Herz schleicht! Wird man dann noch die Rose in ihr erkennen?

Leben des Menschen, wie gleichst du der Rose! Auch du blühest so frisch am Morgen, auch dich bleicht und zerwühlet der heiße Mittag, am Abend

welkst du dahin. Daß es dich dann nur leicht und kühl umfange, mild überschatte!

Unglückliches Leben, das in seinem Innern der verblichenen, zerwühlten, zerstochenen, welkenden Rose gleicht! Schönes Leben, das, was sich ihm Fremdartiges, entstellend, verderbend, aufdringen oder zugesellen will, von sich abwehrend, in seiner bescheidenen Stille vor giftigem Insektenstich verwahrt, in seiner Eingezogenheit gegen den brennenden Sonnenstrahl geschirmt, wo der Glanz es beleuchtet, in seine Demuth sich hüllend, klar, einfältig, sich selbst getreu, in dem Frieden der Jugend fortblüht, und das Reine, Heitre des Morgens mit sich hinüber nimmt in den späten Abend! Das sey das meinige!

Strebe nicht hinaus Herz in das Weite, und verstreue dich nicht; bleibe bey dir, anspruchslos unbefangen, selig in der kleinen Welt, die sich enge, aber freundlich und reich um dich lagert.

Ist nicht auch der Mensch am Morgen empfänglicher für das Reine, fähiger, rein in sich aufzunehmen und auszubilden, bedürftiger, alles an und um sich rein zu haben — reiner sogar in seinem Innern?

Wer, wenn er es sonst könnte, kann am Morgen etwas Unreines bey sich dulden — Schmutz am Kleide, einen Fleck an der Hand, Staub auf dem Tische, einen Gedanken, deßen man sich zu schämen hätte in der Seele!

Ein weißes Gewand am Morgen — wie gesund, wie frisch, wie wohl fühlt man sich darin! wie paßt es zu dem Lichte, zu den Blumen, zu dem Grün des Morgens! man fürchtet es zu beschmutzen, wenn nicht alles schneeweiß ist, was die Seele, sey es noch so leise, berührt.

Wie empfindlich sind wir am Morgen für die kleinste Selbstverletzung! wer da Sträfliches denken könnte = = =! wie frey bewegt sich dagegen in uns der schöne Gedanke, wie leicht umflattert

uns das schöne Bild, wie rein empfangen unsre Sinne jeden Eindruck, wie rein entwickelt prägt sich jedes in der Seele ab! Wie deutlich das alles, was am Morgen sich uns darstellt — das Reinste am meisten —! Wie gesondert von allem, was nicht zu ihr gehört lebt die Empfindung im Gemüthe, und wie rein fließen die gesonderten in einander über!

Diese Stille, dieser Friede in der Brust am Morgen — rühren sie nicht her von der größern Reinheit der Neigungen, von dem Maß, das sie halten, von ihrem Anschmiegen an den Sinn des Reinen und an das Reine, das uns umgibt, von dem Wachseyn der reinsten unter ihnen, von dem Entferntseyn aller Begier, Schuld und Reue, von dem reinen Zusammenklang unsers Wesens — nicht davon her, daß noch nichts Fremdes in uns eingedrungen ist?

Wann fühlt man sich dem Ewig-Reinen so nahe, wann liebt man ihn so ganz, so ohne

Beymischung unlautrer Regungen, wann dankt man so innig, wann vertraut man so kindlich, wann gibt man ihm so ungetheilt sich hin, wann spürt man ihn so in sich, vernimmt ihn so außer sich!

Wann ist uns alles Wahre, Gute, Schöne so deutlich, so um seiner selbst willen werth, wann gesellt es sich so befreundet dem Gemüthe zu, und schmiegt sich so wohlthuend ihm an! wann erscheint uns das Häßliche, Schlechte, Falsche, Zweydeutige, Heimliche so unnatürlich, widrig, gewaltthätig, so geschieden von echt menschlichem Wesen!

Auch die Menschen, die uns theuer sind, lieben wir am Morgen anders, wenn nicht stärker und zärtlicher, doch froher, himmlischer, mehr im vielgestaltigen Leben mit uns, mehr in der reinen, schönen Fülle ihres Daseyns und Wirkens, im süßen Bewußtseyn alles dessen, was sie uns jetzt sind, in der süßen Zuversicht, daß wir

sie nie verlieren werden. Mit dem Tage ist unsre Liebe wieder jung geworden, sie sind für uns, wir sind für sie neu geboren — sie und wir sind erwacht in das Licht, in die Freude, in den allgemeinen Jubel der Welt, mit denen die Liebe triumphirend in das Herz zieht, und in jeder Empfindung des Herzens aufjauchzt, und von jedem Reitze, womit der Morgen sich geschmückt hat, Nahrung empfängt.

Sollte man nicht überhaupt sagen können, der Mensch schlafe sich wieder rein? Mich dünkt, der Schlaf erfrischt und belebt nicht nur unsre Kräfte, unsre Gefühle, sondern er nimmt auch etwas von uns weg — das, was nicht lautre Menschennatur, nicht unsre individuelle Natur ist, er stellt wieder her, was der Tag getrübt, verdunkelt oder zerrüttet hatte.

Der Glanz des Tages blendet das Auge, daß wir vieles nicht wahrnehmen, was das gestärkte am Morgen mit Entzücken betrachtet. Die Ein=

drücke des Tages vermengen sich, und verwirren Einer den andern; von jedem bleibt etwas zurück, was in die nachfolgenden überfließt, daß, während uns einiges ins Unbestimmte verschwimmt, sich uns andres im trügenden Scheine mittheilt. Am Tage hängt sich uns vieles an, was uns stört, vertheilt und irre führt — von den Vorurtheilen der Welt, von dem Gemeinen im Leben, von der Noth, der Mühe, den Sorgen darin, von zahllosen kleinen Verdrießlichkeiten, von unruhigen Wünschen und Bestrebungen, von gesellschaftlicher Uebereinkunft, von Manier, gutem Tone, dem Einerley der häuslichen Gewöhnung, von der mechanischen Beschäftigung mit Dingen, die keine Liebe im Herzen finden — nicht selten auch von dem Sittlich-Unlautern, das unsre Sinne oder unsre Gedanken berührt hat. Selten, daß wir nicht am Abend Verdrehtes, Entstelltes, Beschmutztes in uns antreffen; oft ist es ein wahrer Wust im Kopfe, wie im

Herzen. Aber schon das Milde und Stille des Abends tilgt vieles fort und gleicht vieles aus; doch erst der Morgen gibt uns ganz an uns selbst zurück. Weggeschlafen will das Meiste seyn — oder weggeblickt von dem verjüngten Licht, von dem heitern Angesicht der neu gebornen Pflanzen- und Blumenwelt.

Dieses Morgen-Reine in mir, an mir, macht, daß mir am Morgen so wohl ist, ich muß es mir für immer zu erhalten suchen. Nicht genug, daß ich, was jedes menschliche Gemüth beflecken würde, von mir entferne; ich muß auch mit dem außer Berührung bleiben, was sonst meiner Natur nicht zusagt, und wobey solche Gefühle in mir erwachen, wie bey dem Sittlich-Unreinen. Ist das nicht wirklich unrein für mich, was meine Art zu denken und zu empfinden, so weit der Tadel des Gewissens diese nicht trifft, von sich zurückweist? Ist die Reinheit etwas anders,

als das Bestehen in dem Eigenthümlichen einer unverderbten Natur? und wird nicht auch die sittliche Reinheit gefährdet, wo man sich bemüht etwas zu seyn, was man nicht seyn kann, nicht seyn sollte, oder wo man etwas in sich herübernimmt, was nie das Unsrige zu werden vermag?

Manche Menschen, an denen ich in moralischer Rücksicht nichts auszusetzen weiß, haben etwas entschieden Zurückstoßendes für mich, ehe ich sie eigentlich kenne, auf den ersten Blick hin, und das vermehrt sich in dem Maße, als ich mit ihnen näher bekannt werde; ich darf mich darauf verlassen, sie sind nicht für mich. Charakter- und Gesichtszüge wirken unangenehm auf mich, die andern nicht zuwider sind, und die man nicht berechtigt ist, für häßlich zu erklären. Ansichten, Urtheile, Aeußerungen von Empfindungen, ich möchte sagen, zerreißen mein Wesen, wenn ich es versuche, sie zu den meinigen zu machen, mein ganzes Gemüth wendet sich davon

ab. Es gibt Töne, Worte, Manieren, bey denen mir wird, als ob ich aus einem reinen Zimmer mit seidenen Schuhen in den Koth träte, als ob ich mich über und über besprützte. So gar von gewissen Pflanzen- und Thiergestalten bin ich nicht im Stande, den Eindruck lange zu ertragen, ich fühle mich feindlich davon angegriffen.

Zuweilen bemerke ich wohl hintennach, daß es etwas Unbestimmtes, Wankendes oder etwas Schielendes, oder etwas Verzogenes, der Form, die hier zum Grunde liegen sollte, Entgegenstrebendes, etwas in weiter Verirrung Abschweifendes ist, wovon ich diesen Einfluß erfahre. In den meisten Fällen aber kann ich mir die Sache nicht erklären; ich fühle nur, daß dieses eben meine Art zu seyn verletzt. Mein Genius warnt mich, und nie habe ich ungestraft seinen Warnungen zuwider gehandelt — nie ohne peinliche Zersplitterung meines Wesens. Ich werde daher

wohl immer ein wenig außer der Mode seyn — etwas für mich haben, in der Lectüre, im Urtheile, im Anzuge, in der Weise mich darzustellen.

Man hält mich für kalt und unfreundlich, weil ich auch da, wo ich mich nicht widrig afficirt finde, mich nicht immer gleich anschließen kann, weil ich unter Menschen, die mir nicht genau bekannt sind, in einiger Ferne bleibe, als ob ich es vermiede Theil zu nehmen, und auf irgend eine Art angetastet zu werden; Stolz und Eigensinn hat man schon darin finden wollen. Vielleicht sollte ich mehr entgegen kommen und mich anbequemen, wenn nicht aus Neigung, doch aus Gefälligkeit; vielleicht sollte ich mit manchen Dingen versuchen, ob ihnen nicht Befreundung abzugewinnen, und in Ansehung derselben meine Empfänglichkeit zu erweitern sey, oder wenigstens mein Abgewendetseyn nicht so merklich werden lassen. Aber im Wesentlichen

kann ich nichts ändern, mit allem sofort vertraulich zu leben wird mir nie gelingen. Kalt bin ich gewiß nicht; was mir einmal befreundet ist, das besitzt meine wärmste Liebe; vielen Dingen öffnet sich gleich mein Herz, um sie ganz in sich zu schließen, und allen seinen Gefühlen zu vermählen; viele Menschen haben mich auf den ersten Blick, und denen gehört dann mein Gemüth ungetheilt, ich kann nicht von ihnen lassen, ob ich gleich nicht immer im Stande bin, zu bezeichnen, was ich für sie empfinde.

Manche Arten Liebe auszudrücken kommen mir so vor, als ob man Flecken davon bekäme. Dieses sich Anhangen, dieses Zärtlichthun, dieses Küssen — es ekelt mir, wie wenn ich etwas Schmutziges anfassen sollte. Was das Herz lehrt, worin unwillkührlich die Empfindung sich ausdrückt, das mag ich wohl.

Es ist weder Affectation noch Störrigkeit des Gemüthes, daß ich mich von gewissen Vergnü-

gungen zurückziehe, eben so wenig will ich sie damit verurtheilen; aber warum soll ich mir eine schmerzliche Gewalt anthun, wo nichts mich drängt? Wie kann ich mich dagegen auch wieder verlieren an die Lust, wie mit hineinjauchzen in die Freude, die für mich Freude ist, wie mich vergessen, wo das Herz sich getroffen findet!

Höchst unglücklich müßte ich werden, wenn ich mich selbst verlöre, das Beste, was ich dagegen gewönne würde mir keinen Ersatz leisten. Unvermerkt gewinnt uns oft das, was wir täglich sehen und hören, Trotz der Anfangs widerstrebenden Natur, und nicht immer warnt der Genius; habe ich doch jede Nacht etwas wegzuschlafen. Darum will ich fleißig auf mich Acht haben, daß nicht irgend etwas, in lügender Gestalt oder heimlich beschleichend, mein Leben verfälsche.

Am sorgfältigsten aber will ich mir die sittliche Reinheit des Herzens bewahren, ohne welche

es nicht möglich ist, in irgend einer andern Hinsicht rein zu bleiben.

Beflecktheit des Herzens ist Empfänglichkeit, ja Anziehungskraft für jeden Schmutz, der sich uns von außen her mittheilen möchte. Das Reinliche in den Umgebungen und in der Lebensweise kann da nicht mehr Bedürfniß seyn, wo man das Unreine am Gedanken, in der Empfindung, in der Sitte erträglich findet. Der Mensch mit dem besudelten Gemüthe gewöhnt sich leicht an das besudelte Kleid, es hüllt ihn so weich zu, er fühlt sich so bequem und warm darin, und zieht es fest um sich.

Sittliche Reinheit ist die wahre Natur des Menschen, das Sittlich-Unreine Abweichung von der Natur, Entstellung des ursprünglichen Menschenwesens, Krankheit, Verderbniß; gesund, frisch, kräftig, trägt der reine Mensch das Haupt in die Höhe, gleich der Blume am Morgen. In dem Reinen bewegt sich die Seele, wie in

ihrem Elemente; das Unreine, so lange es sich ihrer noch nicht bemächtigt hat, wirkt auf sie wie angesteckte Luft auf zarte Geruchswerkzeuge, wie schneidende Kälte auf empfindliche Nerven; sie widerstrebt ihm, denn sie fühlt sich unnatürlich davon angegriffen.

Menschen, die ein verunreinigtes Herz haben, müssen, dünkt mich, lange schlafen, damit ihnen das reine Licht des Morgens nicht in die Augen scheine, der reine Duft sie nicht anwehe; sie thun's auch wohl alle! Wo könnte es ihnen behaglicher, ich möchte sagen, gemüthlicher werden, als unter einem dicken Federbette?

Mit einem verunreinigten Herzen würde ich mich nicht mehr über den Morgen freuen; was mich jetzt so froh macht, würde mich tief beschämen; ich würde erröthen bey jedem Blick in das Freye, verlegen und bange werden bey jedem Blick gen Himmel. Nein, an Gott könnte ich nicht anders als in großer Unruhe und Ver-

wirrung denken; ich glaube, ich würde gar nicht mehr an ihn denken.

Wird es mir aber leicht werden, immer das reine Herz und damit die reine Eigenthümlichkeit meines Lebens zu bewahren? Ich will mir das nicht einbilden; ich will mir lieber vorstellen, es sey recht schwer, daß ich es nie an Aufmerksamkeit und Fleiß fehlen lasse.

Es gibt Stunden, in denen das Herz schwach, sehr schwach ist, die Lust der Sinne wacht, und das beßre Gefühl schläft; da dringt sich uns oft etwas auf, was wir sonst verabscheuen. Damit mir das nicht begegne, will ich allem ausweichen, und in mir alles schnell unterdrücken, was ich nicht für unzweydeutig rein erkenne; ich will mich bey Dingen, an denen absichtlich etwas halb in das Dunkel des Geheimnisses gestellt zu seyn scheint, nicht aufhalten; ich will den Verkehr mit Menschen, die Unreines an sich haben,

ver=

verhüthen, und mich den Reinen fester anschließen; ich will die Eindrücke von mir entfernen, die den Gefühlen, welche das Unreine hervorzubringen pflegt, ähnlich sind.

Nicht wenige Gegenstände fassen mich an, wie eine schmutzige Hand, von diesen will ich so viel als möglich wegsehen.

Ich will mich in meinem Aeußern stäts der strengsten Reinlichkeit befleißigen. Man darf zwar nicht immer von äußerer Unsauberkeit auf die innere schließen; aber es ist mir doch oft vorgekommen, wenn ich nicht ganz rein gekleidet war, als brauche ich es nun mit meinen Gedanken auch nicht so genau zu nehmen.

Von allem, was mich in seiner Reinheit erfreut hat, will ich mir die Bilder tief einprägen, besonders von euch, ihr holden Kinder der Natur, die ihr so unschuldig-rein erblühet.

Aus dem Reinen lockt die Natur das Schöne hervor, mit keinem Reitze hat sie sich geschmückt,

dem nicht Reinheit zum Grunde läge; rein sind ihre Gestalten geformt, rein drückt jede ihr Wesen aus, rein bewahrt sie sich vor trübender Beymischung; Sinnbilder des Reinen hat sie rings um mich her aufgestellt. Ich werde gewiß rein bleiben, so lange ich mit ihr in inniger Befreundung lebe. Was ich nicht mit zu ihr hinnehmen kann, soll mir wenigstens verdächtig seyn. Was sich störend, beunruhigend zwischen meine Empfindungen drängt, soll mein ernstliches Nachdenken erregen, und strenge Selbstprüfungen veranlassen.

Das Urtheil reiner Menschen soll nie von mir unberücksichtigt bleiben.

Der Gedanke an das heilige Wesen, das mir überall nahe ist, soll mich allenthalben hinbegleiten.

So vergehe mir denn auch dieser Tag, wie sein Morgen; alles rein aufzufassen, rein zu berühren, rein zu bilden, rein darzustellen, den

Schmerz rein zu erdulden, die Freude rein zu genießen, und beyde im Gemůthe rein zu verarbeiten, rein zu sehen, rein zu benutzen, was die Erfahrung mich lehren wird, und jede Pflicht rein zu erfůllen, das sey mein Bestreben.

6.

Idone.

So liebe ich es — trübe der Tag, der Himmel umzogen mit grauem Gewölk, das die Strahlen des Lichtes in sich auffängt, und sie matt zu uns sendet. Halb trauernd, halb lächelnd blickt er herab auf die leidende, blühende, vergehende Welt — hinein in unser stilles Weh, in unsre kurze Lust, in unsre umdämmerten Freuden.

Dem milden Scheine öffnet alles willig die Brust, entfaltet es sich sanft, hebt es sich gelinde entgegen, wie er hinwiederum weich umfängt und sich anschmiegt. In der gemäßigten Beleuchtung steht es ruhig beysammen — das Verletzbare geschirmt, das Kranke fühlt sich besser, wie von heilender Hand. Und was wäre nicht verletzbar und krank auf Erden? wo wäre nicht der Todeskeim eingeboren? wo wären

nicht, bis auf Einen Moment, selbst an der Blüthe bemerkbar die Spuren entweder der mühsamen Entwickelung, oder des beginnenden Verwelkens? und dieser Eine Moment — ist nicht in ihm etwas gewaltsames, das die irdische Natur ihren Schranken entrückt?

Der Mensch kränkelt an seinem Schmerz und an seiner Freude; in den Ueberschattungen des trüben Tages erholt er sich von beyden; der Schmerz brennt, die Freude jauchzt nicht mehr, beydes legt sich zur Stille.

Das hell schimmernde Licht thut mir selten wohl, meist greift es mich an, im schneidenden Contraste mit meinem Zustande; das nächtliche Dunkel drückt und ängstigt mich, es sinkt so tief mit meinen Empfindungen hinab. Der trübe Tag stimmt zu der Verfassung des Gemüthes, in der ich am liebsten bin, weil sich mein Geist bequem und frey darin bewegen, und leicht nach allen Seiten ausdehnen kann. Stimmt er nicht

auch zum Leben des Menschen, wie zu den Bedürfnissen seines Geistes und Herzens?

Kein feindseliger Kampf des Hellen und Dunkeln am trüben Tage; mit dem Dunkeln mischt sich erleuchtend das Helle, durch das Helle verbreitet sich mildernd das Dunkle; Morgen- und Abenddämmerung reichen einander die Hand; heitre Trauer ist seine Gestalt. Also unser Leben, aus der Nacht ist es herauf gekommen, in die Nacht sinkt es hinab, das Licht vermählt sich ihm in leiser Berührung, die Nebel verjagt es nicht. Das Hellste sehnt sich nach dem Abend, neigt sich dem Abend zu; auf die Dämmerungen der Kindheit schauet es zurück, auf die Dämmerungen des Alters schaut es hin; seinen heitersten Gestalten sind die Züge der trauernden Erinnerung, des trauernden Ahnens und Verlangens auf das Gesicht gezeichnet.

Läßt denn das Weh sich trennen vom Le-

ben, oder wurzelt es nicht vielmehr tief in des Lebens Innerstem, mehr oder weniger mit allen Empfindungen, in denen das Leben sich ankündigt, verschlungen, über alle Erscheinungen desselben sich verbreitend, an ihnen bildend, in sich einfließend, bald stärker, bald schwächer sich in ihnen ausdrückend?

Jeden ereilet sein Ungemach — den früher, den später, hier länger verweilend, dort schneller vorübergehend — immer wiederkehrend, bis es den Quell des Lebens ausgetrocknet hat — in Versagungen, in Beraubungen, in mannichfachen Kränkungen und empfindlichen Verletzungen.

Allenthalben drängt sich der Schmerz der Freude vor; bey vielen überdeckt er sie mit seinen dunkeln Schatten; bey manchen verläßt er nie seine Stelle.

Selbst dem Troste weichet der Schmerz nicht, er wird nur davon besänftigt; der Trost im Schmerze ist Sonnenblick, der in den trüben

Tag fällt. Es gibt Schmerzen, die das Gemüth nimmer überwindet, die man mit sich ins Grab nimmt, an denen das Leben langsam, sich vertrauernd, hinstirbt.

Wie soll man nicht fühlen, wo das Herz blutet? wie nicht nachfühlen, wo die empfindlichste Stelle getroffen wurde, wo der Stachel wohl gar zurückbleibt? Und wenn es Ein Mal nach dem andern kommt, immer angreifender, immer schwerer lastend — das Leben verödet steht, wie soll man da verhüthen, daß der innere Tag sich verfinstre?

Gesetzt jemand erführe in seinem eignen Leben wenig von der Herrschaft des Schmerzes; kann er denn dem Elende, das um ihn her still duldet, laut jammert, und schwer der Verzweiflung sich erwehrt, Auge und Herz verschließen, ohne das er aufhöre Mensch zu seyn? O, nur Einen Blick auf die bleichen, wankenden Gestalten, die der Jammer verzehrt, in die engen

Hütten, wo das Elend schmachtet, in die finstern Kerker, wo es an seinen Ketten liegt, Eine Erinnerung nur an all' die Seufzer, die vielleicht in diesem Augenblicke gen Himmel steigen: und wem bricht nicht das Herz?

Soll man etwa diese Gedanken von sich entfernen, um sich die heitere Stimmung zu erhalten? Das hieße doch wohl sich über die wahre Beschaffenheit des Lebens selbst täuschen. Darf ich sagen: so ist das Leben, weil es bey mir so ist, unbekümmert darum, daß es sich bey andern ganz anders findet? Alles Menschliche ist auch das Meinige; was andern begegnet kann mir auch begegnen, und daran muß ich mich erinnern, damit ich darauf gefaßt sey. Das Herz läßt sich nicht so abwenden von dem, was sich ihm fortdauernd andrängt; es wird immer weicher in dem Maaße als wir selbst leiden; und das Mitgefühl gehört zu den schönen Anlagen unsers Wesens, die nicht verletzt werden dürfen.

Welch ein süßer Trost für den Leidenden in dem menschlichen Mitgefühle! und wird die Hülfe da wachen, wo das Gefühl schläft?

Man rühmt so viel davon, daß die Freuden auf Erden die Leiden weit überwiegen, und nennt es strafbaren Undank, dieses zu verkennen. Ich habe mir Mühe gegeben, es so zu finden; aber ich finde es nicht, und ich glaube auch nicht, daß es so hat seyn sollen, denn der Mensch bedarf in größerm Maße der Bildung durch den Schmerz als der Bildung durch die Freude. Und hätte man denn etwa nur für diese zu danken? O, hüllte der Schmerz mein ganzes Daseyn in seine finstern Wolken ein; ich dürfte doch nicht murren, ich müßte die ewige Güte verehren, die im Schmerze mein wahres Wohl bereitet. Nein, in der Freude zeigt sich die Liebe des Himmels nicht mehr — obwohl dem engherzigen Menschen vernehmbarer — als im Schmerze; allenthalben ist der Herr gnädig, uns gebührt es nicht zu be-

stimmen, wie er das zeigen soll. Auch in der trübsten Stimmung widerstrebt mein Herz Gott nicht, klagt es ihn nicht an; hier erst erfährt es ihn ganz innig, in den wohlthuendsten Erweisungen seiner Huld, in den süßesten Mittheilungen.

Ich übersehe es nicht, daß das Leben seine Freuden hat.

Der trübe Tag ist nicht völlige Nacht; das Licht ist mit dem Dunkel gemischt, und oft bricht ein freundlicher Schimmer durch die dunkeln Wolken.

Gemischtes Licht, ein freundlicher Schimmer, der durch die Wolken bricht, sind des Lebens Freuden. Nie läßt der Schmerz ganz von ihnen ab; jeder hängt sich etwas an, das nicht Freude ist, und dem freudigen der Freude, wenn nicht wirkliches Mißvergnügen, doch eine leise Trauer, sinnendes Wehgefühl, denkenden Ernst, zugesellt.

Bald liegt es an der Freude selbst, bald an unserer Stimmung, daß wir jene nicht ganz und rein in uns herüber nehmen können; bald stellt sich etwas anders hindernd, abwehrend zwischen uns und die Freude. Welche Freude gewährte uns den vollen Genuß, daß wir nichts vermißten, nichts zu bedauern, zu beklagen, wegzuwünschen hätten! Jetzt fehlt noch etwas, dann ist eine Unannehmlichkeit dabey, ein ander Mal hat sie um einen theuern Preis erkauft werden müssen. Was uns auf der Einen Seite begünstigt, pflegt uns auf der andern unfreundlich anzufassen.

Wenn ich auch das Andenken an das Erlittene, die Sorge um das noch zu Erleidende zuweilen auf eine kurze Zeit in meiner Seele unterdrücken kann: so vermag ich doch das, was jenes Andenken in mir gewirkt und zurückgelassen — eine dunkle Bewegung davon — wie das, woraus sich jene Sorge entwickelt — etwas

Schweres und Banges — in mir nicht weg=zuschaffen, und das Gefühl der Vergänglichkeit drängt sich jeden Augenblick wieder herauf.

In einem Nebeldufte, der nur ein verschwe=bendes Licht von ihr durchleuchten läßt, erscheint uns die Freude. Vielleicht ist unser Auge nicht geschaffen, sie in ihren Glanze zu schauen.

Gibt es, wie am trüben Tage, hellere Stun=den im Leben, wo der Strahl der Sonne durch das zerrissene Gewölk auf einzelne blüthenreiche Plätze fällt: sie sind bald vorüber, und das Ge=wölk hüllt sich dichter und dunkler in einander. Sollen sich da nicht die verschiedenartigen Ein=drücke, sich gegenseitig beschränkend, an ein=ander verlieren zu einem gemischten Bilde der Wehmuth, das der bleibenden Gestalt des trüben Tages gleicht? oder sollen sie, jeder in eigen=thümlicher Stärke, wechselnd das Gemüth an=greifen und zerreißen?

Auf die erste Weise geschieht es bey mir; was heiter in meinem Leben erglänzt, und was nächtlich sich schwärzt fließt in einander zur matten Beleuchtung, in der ich ruhig und mit Wohlgefallen wandle.

Wären im Leben auch ganze sonnentrunkene Tage, wie in der Natur, anzutreffen — ich finde sie nicht —; doch würde ich die trüben vorziehen. Der sonnentrunkene Sommertag brennt treibend und verzehrend auf die Blüthen und Freuden, daß sie schnell zur höchsten Schönheit sich erschließen, aber auch schnell dahin welken; der graue Tag fördert weniger, entfaltet nicht zu dieser Pracht, aber er erhält alles desto länger frisch.

Der still-heitre Frühlingstag? Er gehört in die Reiche der Kindheit, da hat er auch mir geschienen. Die Schatten der Vergangenheit sen-

den ihn, noch immer lieblich, aber ein Schattenbild, der Seele hinauf, die traurig lächelnd bey ihm verweilt.

Und der mild-heitre Herbsttag? Umfließet ihn nicht schon dunkelndes Abendlicht? deutet er nicht auf nahes Vergehen? hat er nicht Züge der Trauer im Gesichte? Ihn ruft meine Sehnsucht aus der Ferne, wo ich ihn schwanken sehe, herüber.

Ja auch dieses, das Vergehen allenthalben, die verdämmerte Kindheit, das herbey eilende Alter, alles, was aus unsrer Nähe wich, von unserm Herzen abfiel, was noch weichen, noch abfallen wird — das Entflohene, das Entfliehende, das Gestorbene, das täglich Sterbende — gehört in unser Leben, zu dem, was darin am stärksten hervortritt. Der Wechsel ist das einzig Bleibende.

Was kann der Mensch lieben, das er nicht bald beweinen müßte! da geht das Eine langsam hin, da wird das Andre plötzlich und gewaltsam fortgerissen, da sinket ein Drittes aufgelöst in den Staub! Wir selbst sterben jeden Augenblick mit in dem allgemeinen Sterben, bis uns die tiefe Nacht gänzlich einhüllt, und für immer bedeckt.

Mein Auge sucht euch, ihr holden Gestalten, die ihr einst meine Tage erheitertet — wie habt ihr euch verändert! die meisten kenne ich nicht mehr, viele sind nicht mehr — weggezogen in das ferne, ferne Land, das der Blick nicht erreicht, woher keiner wiederkehrt. Kehrte wohl etwas wieder von dem, das einmal fort ist?

Ueberall leere, verödete Stellen — leer, verödet für mich, denn was sie anfüllt, bleibt meinem Herzen fremd; und wird es nicht auch bald verdrängt werden?

Kann ich es mir denn verbergen, so oft

etwas sich fröhlich vor mir entwickelt, sich verwandt an mich schmiegt, sich liebend an mein Herz knüpft, daß sein Daseyn nur ein Traum, ein verflatternder Traum ist?

Schon manches Jahr pflanze ich Blumen auf das Grab der besten Mutter, der Trefflichen, die meine Jugend mit sanfter Hand pflegte, in dem zarten Herzen die Empfindungen weckte, welche die Würde und Glückseligkeit des Lebens begründen, die mit so viel zärtlicher Sorgfalt über mich wachte, mit so viel Güte und Freundlichkeit mich leitete, die mich so liebreich zurechtwies und warnte, wo ich gefehlt, wo ich leicht fehlen konnte, die mein Herz kannte und mir die Gefahren des Lebens zeigte, die, wie sie früher meine Lehrerinn gewesen, später die vertraute Freundinn meines Herzens wurde, immer mein Vorbild bleiben wird, der ich nichts verhehlte, nichts verhehlen durfte, in deren Brust sich das volle Herz so oft ergoß, in deren Nähe

BIBLIOTHECA REGIA

ich mich so glücklich fühlte, die mit froher Bewunderung zu sehen, und zu beobachten, wie sie dachte, wie sie wirkte, wie sie duldete, mir eine so süße Gewohnheit geworden, die mir war, was kein Mensch mir seyn konnte, was fortan kein Mensch mir seyn wird.

Seit sie unter den Todten schlummert, und ihr holdes Wort nicht mehr zu mir herüber tönt, hat sich, was früher nur als schwacher Hang sich äußerte, zur entschiedenen Stimmung gebildet, zieht eine stille unbekannte Gewalt mich hin zu den Schmerzen und zu der Vergänglichkeit des Lebens, ist mir der Gedanke des Grabes, selbst mit seinem nächtlichen Grauen, ein lieber Gedanke, der mit unnennbaren Empfindungen meine Seele erfüllt.

Wie viel theures ist sonst noch von mir abgeschieden, wie viele Gestalten sind verbleicht, wie viele Laute verstummt, wie viele Begegnisse

geendigt, wie viele Erwartungen mit ihrer Erfüllung und Nichterfüllung vorüber gegangen!

Von dem allen lebt ein Bild in meinem Gemüthe, das mich zuweilen innig froh beschäftigt — bis zum Vergessen, daß ich verloren, unwiederbringlich verloren habe für diese Welt; doch ganz kann ich dies selten vergessen, und auch über der innig frohen Beschäftigung schwebt eine leise Wehmuth.

Tage meiner ersten, meiner einzigen Liebe, selige, selige Träume des bangen, des wonnereichen, des erwartungsvollen Herzens! So bald, so schmerzlich aus diesen Träumen erwacht! so bitter die Täuschung des Lebens gefühlt! so furchtbar den Wahn des Lebens erkannt! Nein, davon lebt kein heitres Bild im Gemüthe, davon liegt etwas schwer auf dem Herzen, bewegt sich etwas düster vor den Augen, das meine Sinne verwirrt, und auf alles, was mich umgibt, dunkle Schatten fallen läßt. Hier muß

ich mich abwenden, damit die Wunde nicht immer fortblute.

So erscheint mir das Leben gleich dem trüben Tage; eine hellere Ansicht kann ich ihm nicht abgewinnen, und könnte ich, so möchte ich es nicht. Diese ist für mein Gemüth, für mein Bedürfen, wie sie mir auch durch das Eigenthümliche meines Wesens und meiner Schicksale aufgedrungen wurde. In ihr bleibe ich mit mir selbst und mit allem was mein ist beysammen. So oft ich es versuche, mich in Gedanken in eine andre zu versetzen, finde ich mich mir entfremdet, unfügsam auseinander gehend die Stoffe meines geistigen Daseyns.

Ich begehre nicht, sie jemand anzustreiten, wünsche aber auch, daß niemand sich die undankbare Mühe gebe, sie mir wegzustreiten. Wie ließe sich in dergleichen Dingen, wo alles auf

die besondere Empfänglichkeit des Gemüthes ankommt, etwas an- oder wegstreiten!

Gewiß meynen es die Menschen gut, die mich zur Heiterkeit immerfort aufmuntern; aber sie kennen, sie verstehen mein Herz nicht.

O, glaubet mir, ich gönne Euch Eure Fröhlichkeit, und kann ich nicht laut in sie einstimmen, so kann ich ihr doch mit Rührung zusehen, ich würde viel verlieren, wenn sie nicht wäre. Denket nicht, daß die Thräne, die Ihr bey Eurer lebhaften Freude in meinem Auge sehet, dem Schmerze angehöre; nein, sie gehört dem Schönen und dem Flüchtigen, was in aller menschlichen Freude ist. Denket auch nicht, daß Ihr Euch zurückhalten — manches verbergen müßtet in meiner Gegenwart um mich zu schonen, und kein Gefühl des Entbehrens, keine traurige Erinnerung in mir anzuregen. Der Anblick fremder ungetrübter Freuden gewährt mir Ersatz für das, was mir selbst versagt bleibt; im sanftern

Mitgefühle eigne ich mir das an, dem in der unmittelbaren Berührung mein Gemüth widerstrebt.

Bin ich denn überhaupt traurig, mißmüthig, unzufrieden? Ich klage ja nicht, ich fühle mich nicht einmal versucht zu klagen, mir fehlt nichts; mir ist wohl, sehr wohl in meinem Zustande, es könnte mir gar nicht besser seyn; daß mir so, und nicht anders ist, dafür weiß ich dem gütigen Wesen, welches unser Leben anordnet, nicht genug zu danken.

Verwechselt mich doch nicht mit den Unglücklichen, die etwas zu erdulden haben; ruhig-still wohnt es in meinem Gemüthe, ruhig-still fließt mir das Leben ab, ruhig-still bewegen sich in mir seine Eindrücke. Selbst die Beschäftigung mit den traurigsten Vorfällen meiner Tage versenkt mich nicht ganz in Schmerz.

Ich genieße des Schönen und Guten wohl nicht weniger als Ihr, aber auf andre Weise.

Ich kann innig-froh seyn, und was in dieses Frohseyn von Trauer sich mischt verändert seine Gestalt, ohne seinem Werthe für das Herz etwas zu nehmen; es hat selbst wieder etwas Wohlthuendes. Auch an diesem Morgen bin ich froh, alles dessen froh, was wieder ins Leben erwacht ist, ob ich es gleich nicht mit Euern Empfindungen betrachte.

Wenn ich oft und gern die Grabstätten der Menschen besuche, und mich sehne unter ihnen zu schlafen: so wähnet nicht, daß ich das Leben hasse, oder des Lebens müde sey. Ich liebe das holde Leben, aber ich liebe auch das Sterben; die Reiche der Verwesung umschließen so viel mir Werthes, wecken in mir so viele süße Erinnerungen, so viele dem Gemüthe befreundete Gedanken, sie heben meinen Geist so sanft hinauf zu höherm Lichte, zu höherm Frieden, daß mir hier das Sterben mit meinem lebendigsten

Leben zu einem theuern Bilde zerfließt, worum freylich eine milde Dämmerung schwebt.

Jenseits des Grabes ertönen mir holde Stimmen des Grußes, und nennen mich mit Nahmen.

Jenseits der Dunkelheit schimmert es neu herüber — noch durch Nebel; aber ich fühle es, ein Sonnentag bricht da an, und neugeboren werde ich einst ihn ertragen können, und mit Wonne eintauchen in seine Strahlen.

Dorthin möchte ich bald, bald, weil es dort so schön ist, weil ich dort alles Vermißte wiederfinde.

Umhüllt nicht Dämmerung hienieden des Menschen Geist! verlieren sich nicht in Dämmerung — zuletzt in Nacht — alle seine Erkenntnisse, dahin nicht all' sein Forschen? Geheimnisse der Ewigkeit sind es, bey denen wir endigen; und diese Geheimnisse, wie tröstend sprechen sie aus ihrem Dunkel zum Herzen!

Ist nicht das Dunkel-Helle eben die Sprache und die Kraft des Trostes — die erweckende, ermuthigende, belebende Sprache und Kraft?

Wohnt nicht der Ewige über den Wolken? geht er nicht in Nächten an uns vorüber? und doch fühlt das Herz sich ihm so nahe und vertraut — nie näher, nie vertrauter, als im Dämmerlichte des Lebens — doch ist es seiner hier so gewiß, und fügt sich ihm so kindlich.

O, eben diese Stimmung, die Ihr mir ausreden möchtet, weil Ihr sie meinem Frieden und meiner Thätigkeit für nachtheilig haltet, bewahrt Ihm mein Herz, sichert mich vor heftigen Beunruhigungen, erleichtert mir die Erfüllung jeder Pflicht, unterstützt mich in der Läuterung meines Wesens, und macht, daß ich mich selbst an die Menschen mehr anschmiege, als ich es ohne sie vermöchte.

Dafür will ich sorgen, daß sie diese Wirkung immer bey mir habe, und mich losreißen, und

heitre Bilder um mich sammeln, wenn sie sich irgendwo zu tief einwurzelt, sich zu fest an eine düstre Vorstellung hängt, und in Trübsinn oder düstern Unmuth überschlagen könnte, wovon ich allerdings einsehe, wie sie mein Gemüth und Leben zerrütten würden.

7.

Margaretha.

Was denke ich denn nun zuerst? Denken soll man doch des Morgens beym Aufstehen; und das thue ich auch täglich. Oft überfallen mich die Gedanken noch halb im Schlafe — zwey, drey auf Ein Mal, und gehen mir so kreuz und queer im Kopfe herum, daß ich darüber ganz confus werden könnte, ich wundre mich, daß ich es nicht zuweilen geworden bin. Oft will es aber gar nicht, zum Beyspiel heute. Wenn ich nur den Anfang hätte, das andre sollte schon folgen.

Fällt mir denn nichts ein?

Gutes Wetter, denke ich, ist es heute. Dagegen kann niemand etwas einwenden; aber ich komme auch nicht weit damit, dergleichen sagt man wohl, aber man denkt es nicht. Ich muß

mich einmal auf gestern besinnen; vielleicht geht's da besser.

Schöne Kirschen waren auf den neuen Markt; ich hätte gern gekauft, und begreife noch nicht, wie ich der Lust habe widerstehen können, Kirschen sind mein Liebstes. Es hat mir auch Ueberwindung gekostet; indeß freue ich mich, daß das Geld gespart ist: es wäre verschluckt, und was könnte mir das nun nützen? Gar nichts — eine kurze Freude!

Sonst war ich noch weit ärger auf Näschereyen, nicht leicht ging ich an einen Conditorladen vorüber, ohne einzukehren, die Obstweiber haben viel Geld an mir verdient, mit den meisten war ich ganz bekannt geworden, sie grüßten freundlich. Wenn all' das Geld noch mein wäre — in der Sparbüchse! Jetzt weiß ich besser zu wirthschaften, was auch Noth thut, seit mir der Vater monatlich Einen Thaler am Nadelgelde abzieht. Man muß sich nach

der Decke strecken — freylich nicht gut, daß es so ist.

Sechszehn Thaler habe ich nun zu dem neuen Kleide. Dafür giebt's noch nichts Rares. Etwas Extra's möchte ich — so eine Pracht — wie Madame B. Im Hause verschlägt's mir nichts, auf der Straße kann ich mich auch behelfen; dunkler Kattun, was nicht schmutzt ===. Aber alle vier Wochen einmal in großer Gesellschaft, wo man sich zeigen kann, daß man alle Augen auf sich zieht, daß man alles aussticht, daß alle Weiber sich ärgern, daß acht Tage davon gesprochen wird ===. Manches Gute von Kleidern habe ich wohl — einiges Hübsche auch — etwas Besondres nicht. Ueber mich hat sich, glaube ich, noch niemand geärgert. Betrübt! Es würde mich gar nicht verdrießen, wenn man etwas mehr auf mich sehen und von mir sprechen wollte, möchte es auch zuweilen nicht ganz zum Besten seyn, man nimmt für lieb.

Warum mich der Vater das Schneidern nicht lernen läßt? da wäre viel zu ersparen; und was das in einer großen Haushaltung für Vortheil bringt, wenn man sich und den Kindern alles selbst machen kann! Die habe ich nun zwar noch nicht; aber man muß an die Zukunft denken, da kommen die Sorgen.

Bey L—s gings gestern hoch her. Gesprochen wurde genug — wenig Neues; nicht einmal die Kriegesräthinn E. hatte etwas, die sonst so viel hat, es muß jetzt nicht viel Neues in der Stadt passiren, sie wüßte es gewiß. Alle Tage etwas Neues — das wäre ein Leben! warum geschieht es denn nicht? Das Alte ist nichts — immer einerley, man hat entsetzliche Langeweile, und dann die weitläuftigen gelehrten Discurse darüber, da meyne ich nun vollends zu vergehen. Eine Heirath oder Absichten — Ehezwist — nahe Scheidung — Zank mit den Domestiken — eine Person zu Falle gekommen — bedenkliche Ver-

muthungen — schlechte Umstände — was in Gesellschaften vorgefallen — etwas von der berüchtigten A. — das lautet anders.

Das gelehrte Geschwätz ist mir in der Seele zuwider, darein menge ich mich nie; lieber noch die Zeitung. Vom Theater das laß' ich gelten, wenn neue Stücke gegeben sind, und etwas Rechtes zu sehen war, wie in der Jungfrau.

Die Kriegesräthinn E. mag ich leiden, mit der unterhalte ich mich verständig und gut. Die andern gestern bey L—s waren meine Leute nicht! Die O., ist eine Katze. Der R. bin ich ein Dorn im Auge; ich weiß wohl woher es kommt, aber es soll ihr nichts helfen. Die Q. meynt sie hätte den Verstand allein. Mit der T. — was das ein Geziere ist! ein Zart- und Vornehmthun! immer Ach! und O! allerliebst! meine Beste — meine Himmlische! wie das Püppchen sich dreht und zirpt und lispelt und

wimmert! Die F. läßt an keinem Menschen ein gutes Haar. Die W. voll Büchergrillen, und so weich, so empfindsam, und so verliebte Augen — die bildet sich wohl ein, alle Männer seyen in sie vernarrt; sie sollte mit dem ihrigen zufrieden seyn, und an andere denken, die noch nichts haben. Die St. — der pure Hochmuth. Die B. — der leibhaftige Satan!

Warum denn nicht gespielt wurde? Das Spielen wird noch ganz abkommen, besonders unter uns jungen Mädchen. Niemand will; und bey den Alten wird man nicht zugelassen, wenn nicht gerade jemand zur Parthie fehlt. Da haben sie allerley Kunststücke, Verse, Räthsel, Charaden und dergleichen. Nicht nach meinem Geschmack — so einförmig! man muß seinen Verstand anstrengen, was zu Hause genug geschieht, und bringt doch meist nichts heraus. Ueber die Leute soll man auch nicht mehr sprechen, da giebt's Sticheleyen. Womit denn die

Zeit

Zeit vertreiben? zuletzt bleibt nichts mehr, als sich zu zeigen und — was ich nicht mag.

Spielen macht mir viel Vergnügen, das kann ich nicht läugnen; besonders mit X., O., P., Q., das sind scharmante Herren, die lassen mich immer gewinnen, daß mein Beutelchen oft ganz dick und rund wird, was ihm in diesen knappen Zeiten, wo sonst so wenig herein fällt, wohl bekommt. Wie schmächtig das arme Ding nicht zuweilen aussieht!

Da ist aber nun wieder der fatale Sommer vor der Thür — der Spielverderber! Alle Blätter auf den Bäumen gebe ich für zwey und fünfzig Kartenblätter hin — das Abendroth, den schönen Mondschein und den Vogelsang dazu. Was damit manche Menschen für ein Wesen treiben können! Wird nicht im Schauspiel, in der Oper, in der Kirche gesungen?

In die Kirche gehe ich nicht oft. Meine Mutter meynt, es wäre nicht nöthig — alle

Festtage einmal, weil es herkömmlich. Der Meynung bin ich beynahe auch. Ich weiß da nichts anzufangen, unsre Loge ist zu hoch gebaut, als daß ich mich recht umsehen könnte. Karoline und Elise laufen jeden Sonntag herein, und kommen oft mit ganz verweinten Augen zurück. Das begegnet mir nie; ich begreife auch nicht, wie man in der Kirche weinen kann. Gibt es nicht ohnehin genug zu verweinen? Wenn man im Spiel verliert, wenn man geärgert wird, wenn man will — und nicht kann, nicht darf; dann ist Zeit zu weinen, sonst nicht. Es wird jetzt wieder Mode in die Kirche zu gehen; die soll ich wohl nicht mitmachen. Die Großmutter treibt und schilt zwar immer; mag sie das, ich bin schon daran gewöhnt.

Vergesse ich nicht meine Tropfen? In drey Tagen keine genommen! Das wird nicht gut. Aber wozu die Tropfen? fehlt mir denn etwas? Man sagt ich nehme ab, und sehe blaß

aus. Das Erste mag wohl richtig seyn, es wird mir alles zu weit, indeß kann es nicht schaden, ich bin doch ein wenig zu dick, und muß im Sommer sehr schwitzen, daß ich oft ganz triefe — ob's gleich auch nicht viel schadet, ich will lieber schwitzen als frieren —. Blaß? das möchte ich nicht, es ist häßlich und ich könnte krank werden. So arg wird's noch nicht seyn; ich glaube, ich werde zuviel mit den Tropfen gequält; sie schmecken nicht so garstig, wie die Medizin der Mutter, aber sehr übel. Heute darf ich nicht überschlagen, die Mutter wird gewiß fragen. Was Gestern und Vorgestern betrifft muß ich mir suchen durchzuhelfen; ich kann ja etwas ausgießen. Heißt das nicht sich durchlügen? wir wollen es nicht so genau untersuchen.

Da habe ich mir gestern an der langen Brücke einen schönen Kupferstich gekauft — recht wohlfeil, für zwey Groschen. Stellt den Schinder-

hannes vor. Ein garstiger Nahme: Schinderhannes! gut, daß wir nicht so heißen! Der soll ein großer Spitzbube und Räuber gewesen seyn, und viele Mordthaten begangen haben. Jettchen hat ein ganzes Buch, das davon handelt; ich weiß nicht, ob er es selbst gemacht hat. Sie wird wohl so gut seyn und es mir leihen, zum Durchlesen. Solche Bücher habe ich gern, wobey einem die Haare zu Berge stehen, daß man sich fürchtet des Abends zu Bette zu gehen, und es einen von den Wänden her ansieht mit glühenden Augen Da weiß man doch, was man liest; für den andern Kram gebe ich nichts. Lustige Schwänke sind sonst auch nicht zu verachten. Ich habe einmal ein Buch vom Eulenspiegel gelesen, das war herrlich.

Dem Schinderhannes hier sehe ich so etwas am Gesichte an; vor dem nehmt Euch in Acht! Ich verstehe mich ein wenig auf die Gesichter, und habe es gleich weg.

Hier unter dem Spiegel soll er hangen, daß ich mich des Abend recht fürchten kann. Hätte ich doch einen Rahmen darum, und ein Glas davor! Vier Nägel thun es auch.

Ob es wohl Hexen gibt, die durch ein Schlüsselloch können? Von der alten B. sagt man nichts Gutes.

Zu der weisen Frau wollte ich auch gehen, wenn mir das nur nicht heute wieder aus dem Sinne kommt! Ich glaube an das närrische Zeug nicht, aber man kanns ja wohl hören. Sie hat doch manches vorausgesagt, was richtig eingetroffen ist. Ueberdies prophezeyt sie mir immer gute Dinge. Ob ich heute über's Jahr einen Mann habe? das war's.

Die Prügeley gestern auf dem neuen Markte hat mich recht belustigt. Ich hätte gern das Ende abgewartet, solchen Spaß hat man nicht alle Tage; aber es ging nicht gut an unter dem rohen Volke, wäre jemand bey mir gewesen = = =.

Sie werden sich noch manches versetzt haben. Die Kleine kriegte tüchtig ab, dafür fuhr sie auch der andern nicht schlecht in den Haaren herum, und wie die Scheltwörter sausten und flogen hageldicht um die Köpfe!

Davon muß ich doch Jettchen erzählen, die erzählt mir dafür wieder etwas aus den Häusern. Jettchen kommt mehr in die Häuser — denn ihre Mutter lebt vornehmer als wir — ich mehr auf die Straße. Da hat denn jede das Ihrige, wenn wir zusammenkommen. Ich wollte es prügelten sich einmal ein Paar Weiber unter unserm Fenster, daß ich alles deutlich sehen und hören könnte.

Heute wird wieder an den Hemden genäht. Ich wüßte nicht, was ich lieber thäte; es ist etwas auf den Leib, etwas Gründliches und Beständiges, ein wahrer Reichthum; was soll mir das Flitterwerk? kurze Freude — viel Geld und Mühe! Hier sieht man's fertig werden,

man ist fleißig und hat doch wenig Kopfbrechens. Und wie kann man dabey plaudern — nach Herzenslust, über alles und jedes! Man näht gleichsam die Worte mit ein. Auf jeden Nadelstich Ein Wort; man könnte noch viel mehr. Das fließt = = =!

Das Waschen macht mir auch Vergnügen; auch dabey fällt zuweilen ein Wörtchen vor. Auf künftige Woche freue ich mich, da werde ich einmal wieder mit im Wasser herum plätschern. Dann das Plätten! man hat zu thun, zu denken, man rührt sich mit allen Gliedern, man arbeitet sich ab, man ist Abends so lahm und matt! Arbeiten kann ich Trotz dem Besten; mit mir soll niemand betrogen werden. Wo es hin und her zu gehen, Hand anzulegen, einzurichten, zu regieren gibt, da ist Gretchen an ihrem Platze. Im Hause bleiben ist die erste Tugend einer Frau, arbeiten die zweyte, sparen die dritte; da sind wir fertig. Ich hoffe ich

kann mich anders zeigen, als Sie, meine Damen, mit ihren feinen Künsten, mit ihren gelehrten Büchern, mit ihren zarten, wasserscheuen Fingern, und mit ihren schwachen Nerven.

Vielleicht gewinne ich diesen Morgen ein Stündchen Zeit, mich auf dem Trödel umzusehen. Man findet da oft schöne Sachen, so gut wie neu, und für ein Spottgeld. Was habe ich nicht schon, das mein ist — für die Haushaltung! alles dort gekauft — mit dem größten Vortheil! Wollte ich es wieder verkaufen, ich würde einen guten Gewinn daran machen; aber das thue ich nicht. Jetzt kann ich es freylich noch nicht brauchen; desto besser, es bleibt im Stande, und so wohlfeil komme ich nie wieder dazu. Das Geld ist man immer in Versuchung zu vernaschen. In eine Haushaltung gehört viel, und der Vater gibt nicht gern. Geldeswerth — doppelter, dreyfacher — damit halte ich es; Tischzeuch, Bettzeuch, Stücke Leinwand, das läßt sich

besehen, befühlen, auseinanderlegen, zusammenfalten, lüften, waschen, und was nicht alles?

Sonst hatte ich einen Kleinhandel mit Eyern, die ich im Mandel einkaufte, und stückweise an die Mutter absetzte. Der ist eingegangen; der Nutzen war zu schlecht, oft hatte ich gar Schaden, bald wurden mir die Eyer faul, bald vergaß ich anzuschreiben, bald die Mutter — zu bezahlen. Hätte ich sonst noch Abnehmer gehabt = = =. Ich muß zu einer andern Zeit einmal darauf sinnen, ob ich ihm nicht wieder mit einer bessern Einrichtung auf die Beine helfen kann. Für heute habe ich nun genug gedacht.

8.

Serena.

Kein Wölkchen am Himmel — kein Wölkchen in meiner Seele. Dem Lichte gleich, das mich umfließt, schimmert es in mir. Morgen und Frühling, im Geiste im Herzen, wie rings umher! Heiter blicke ich hinaus in den jungen mit Lust und Schönheit geschmückten Tag, und mit hellen Augen sieht da alles fröhlich mich an, als wollte es seine Lust und Schönheit in mich hinein blicken.

Tausendfältig finde ich draußen wieder, was ich in mir fühle; es ist ein süßer Verkehr des Lebens zwischen mir und der Welt — ein Geben und Nehmen in Unschuld und Freude.

Ich habe ein so deutliches Bewußtseyn von mir selbst und von dem, was sich mir darstellt. So frisch, so lebendig alles Streben und Wirken

meiner Kräfte — meine Gedanken so klar, so geordnet, so leicht sich fortbewegend, so glücklich sich an einander reihend — meine Empfindungen so ruhig und rein — alle Bewegungen meines Gemüthes im lieblichen Zusammenklange. Ich bin so aufgelegt zur Thätigkeit; etwas recht Schönes, recht Nützliches wünschte ich jetzt vollbringen zu können, es würde mir gewiß trefflich gelingen, wenn es gleich schwer wäre; indeß auch das Gewöhnliche, was ich heute zu verrichten habe, wird mir gut von Statten gehen.

Empfänglich öffnet sich mein Gemüth jedem Eindruck — dem reinsten, zartesten, schönsten am liebsten.

Stundenlang könnte ich bey mir selbst seyn, ganz hingegeben dem Gefühl des Lebens in mir, und der stillen Betrachtung; ganz überlassen möchte ich mich zugleich dem, was um mich her

glänzt, blühet, sich regt, jubelt, was auf der Erde und in den Lüften seines Tages sich freut, und mich verlieren in das Anschaun, in das Mitgefühl; dann auch möchte ich heraus treten in das lebendige Leben, mit eingreifen nach freyem Triebe des Herzens, spielend, für den ernsten Zweck, üben die Kraft, die, in Uebereinstimmung mit den allenthalben hervorbringenden, entfaltenden, bildenden Kräften, mein Wesen beseelt, und unablässig nach Aeußerung ringt; mit dem Lichte möchte ich mich ergießen über die erwachende Welt, wie das Licht, heilend, helfend, fördernd, erfreuend; ausdrücken möchte ich in irgend etwas Körperlichem, Bleibendem die Gedanken meines Geistes, einhauchen etwas Bestehendem die dahin schwebenden Gefühle des Herzens, etwas in Gestalt erzeugen, worin ich so mich wiederfände — nur mehr mich selbst, mein lebendiges Daseyn —, wie in diesen heitern Morgengestalten, darin zu begrüßen Geist von

meinem Geist, mein Ebenbild, das Kind meines Herzens.

Daß doch dem Menschen so wohl, so selig möchte ich sagen, seyn kann im Gefühle seines Daseyns!

Wie sollte es nicht? Kann Daseyn, ungeschwächtes, ungestörtes, reines, kräftiges Daseyn, sich anders offenbaren, als im Wohlseyn? Ist es nicht immer freyer Lebenstrieb, freye Lebensäußerung, was in Lebenslust vergeistigt aufgeht? Hemmung oder Zerrüttung des Lebens, die, auch wo sie in ihm selbst entsteht, von etwas Aeußerm veranlaßt wurde, was sich als Schmerz ankündigt, und wovon aller Schmerz herrührt? leuchtet nicht selbst dem erkrankten Leben das Licht erheiternd in seine Nächte?

Die verkrüppelte Blume trinkt den Strahl der Sonne; der niedergetretene Halm richtet sich

auf ihr entgegen; und des Menschen sieches Gemüth fühlt himmlische Kräfte der Verjüngung.

Der Liebe ist jedes Daseyn entströmt, Liebe ward ihm ins Herz gesenkt, Liebe theilt sich ihm fortdauernd mit, und erhält ihm die Einheit mit sich selbst, die Verbindung mit seinem Ursprunge. Wo aber Liebe ist, da ist auch Wohlseyn, das sich in dem Maße, als die Liebe wächst, als sie frey und ihrer selbst bewußt wird der seligen Freude nähert.

Und mein Daseyn?

Was fehlte mir denn wohl? Ich bin gesund; ich kann meine Glieder, meine Sinne, meine Kräfte gebrauchen, wie es mir gefällt; ich habe Geschäfte zu besorgen, die ich gern ausrichte, die mich angenehm hinhalten, die mich schon durch das Gefühl der Thätigkeit und durch das Bewußtseyn, sie gut vollbracht zu haben, reichlich belohnen, und noch überdies dadurch, daß ich Gutes daraus entstehen sehe, daß man mir

zuweilen Zufriedenheit bezeugt, daß ich dann und wann andern Freude mache — was oft so wenig kostet, wohl gar nur die eigne Freude ist —.

Nichts ist mir im Wege. Ich lebe mit allen Menschen in gutem Vernehmen, niemand hat üble Gesinnungen gegen mich, und wenn ich zuweilen Kränkungen erfahre, so kommen sie nicht aus einem feindseligen Herzen. Wie hier mit meinen Bäumen und Blumen und mit den Vögeln in der Luft, so habe ich Frieden mit den Menschen. Spannungen, Mißverhältnisse zu Menschen, Verlegenheit, wo Menschen sich mir nahen, die Nothwendigkeit auszuweichen, Argwohn oder Bitterkeit beym Gedanken an Menschen — dergleichen würde mein Gemüth verfinstern. Friede! wie schimmerndes Licht dringt das Gefühl davon durch mein Innerstes. Es begegnen mir zuweilen Unannehmlichkeiten — aber auch wieder des Angenehmen so viel, daß ich jenes leicht übersehe und vergesse. Ich habe

manches gehofft, was nicht geschah; aber wie oft sind auch meine kühnsten Erwartungen übertroffen worden! wie oft ist geschehen, woran ich nie gedacht hätte!

Mir, mir gehört dieser Morgen mit aller seiner Pracht; ich kann genießen, in mich aufnehmen, mit meinem Leben vereinigen seine stille Freude und seine lauten Jubel; mir strahlt dieser Goldglanz des Himmels; mir schimmert dieses heitre Farbenspiel der Erde; mich erquickt dieses frische Grün; für mich erklingen diese süßen Laute; zu mir spricht es, mir schmiegt es sich an die Brust, was im Lichte des Morgens erblühet und hinaufstrebt.

Wie viele solcher köstlichen Morgen sind schon gewesen, wie viele werden noch kommen! Und die milden Abende, die schon gewesen sind, die noch kommen werden — in ihrem Gluthscheine, in ihren Dämmerungen, in ihrer Feyerstille, in

ihrer auflösenden Ruhe für den müden Körper für das kranke Herz!

Wann mir einst auf Erden kein Morgen mehr aufgeht, und der letzte Abend in die stille, dunkle, kühle Nacht hinabsinkt: dann ein Morgen der völligen Lebenserneuerung; dann hinauf in das ewige Licht — in den ewigen Frühling — zu dem liebenden Vater — an sein liebendes Herz — in den Glanz seiner Herrlichkeit! Trägst du überseliges Menschenherz diese Wonne?

Es sind Menschen da, die ich mein nennen darf, die mir zärtlich wohlwollen, und mir das in so manchem sinnvollen Worte, in so mancher rührenden That beweisen — Menschen, denen ich mich offenbaren, und auf die ich rechnen kann, liebe, theure Menschen, deren bloßes Daseyn mir schon erfreulich wird, deren Anblick mich innig ergötzt, in deren Nähe es mich vertraulich

umfängt, deren freundliches, lehrreiches, aufmunterndes Gespräch mich angenehm hinhält.

In der Ferne, weit in der Ferne wohnen Menschen, die mir zugethan sind, und die oft an mich denken. Ich habe sie in mein Herz geschlossen; mein Geist schwebt zu ihnen hinüber, und wechselt mit ihnen Worte des Geistes; zuweilen ist mir auch, als ob sie zu mir gekommen wären, und sich nahe um mich aufhielten und mir zuweilen etwas zuflüsterten.

Unaussprechlich wohlthuend ist es, Menschen in der Ferne zu wissen, die man liebt und von denen man geliebt wird. Die Empfindungen dehnen sich gleichsam aus über die Räume, selig in dieser Erweiterung. Man wird inne, wie die irdischen Fernen nichts sind, für das Wesen himmlischer Abkunft in uns, und vertraut dieser Abkunft zuversichtlicher, wie sie nur die körperliche Berührung verweigern, damit, was körperliche Beschränkung nicht einengt, sich freyer

einander zugeselle, reiner in der Eigenthümlichkeit seines Wesens sich offenbarend.

Viele der Nahen und Fernen, und darunter einige, die mir sehr, sehr theuer waren, sind dahin gegangen, wohin zuletzt alles geht. Aber sind mir die verloren? Nein, sie sind nur in Sicherheit gebracht. Was an ihnen sterblich war deckt und verwahrt die kühle Erde; der verklärte Geist strahlt in dem Lichte des ewigen Morgens, die Gefilde der Seligen haben sie aufgenommen; unter unvergänglichen Blumen wandeln sie; sollten sie nicht unsrer gedenken, die wir noch unter den schnell vergehenden Blumen des Staubes uns freuen? Mit übeln Eindrücken von mir, mit dem Gefühle zugefügter Beleidigung ist keiner — mit freundlichen Gesinnungen, mit Vergebung dessen, was menschlich gefehlt war, sind sie alle abgeschieden, und diese Gesinnungen haben sie noch. Ich kann mich oft innig froh mit ihnen beschäftigen, und es ist mir ein

überaus angenehmer Gedanke, daß ich ihnen folgen werde.

Dort oben ist Liebe für mich — erwartet mich Liebe; und mir sollte davor grauen, daß ich einmal diese freundlichen Plätze, wo es mir allerdings gefällt, verlassen, gegen noch freundlichere vertauschen muß? Unter die schnell vergehenden Blumen des Staubes wird man mich begraben; zum Verweilen in himmlischen Blüthenreichen, wo nichts welkt und trauert, werde ich erwachen. Darum schreckt mich auch die Vorstellung nicht, daß wohl noch mancher meiner Theuern früher als ich sterben könnte. Meinem Herzen sterben sie nicht, meinem Herz wird es ein Zug mehr nach oben seyn; dort, dort finde ich alles beysammen.

Doch so heiter, wie ich jetzt bin, könnte ich nicht seyn; wenn ich nicht das allmächtige und gütige Wesen kennte, dem ich alles verdanke

was mich erfreut, das sich meiner huldreich annimmt, das nicht aufhört über mich zu wachen und für mich zu sorgen, das mich für jene Welt erziehen will, mir täglich hülfreichen Beystand gewährt, und sich in wunderbaren Erweisungen an meinem Gemüthe kund thut, das mit meinen Fehlern Geduld hat, und mir freundlich wieder zurecht hilft, wo ich mich verging — das Wesen, das mein Herz so gern Vater nennt; wenn ich mich nicht zu diesem Wesen in einem guten Verhältnisse fände.

Bey dem Gedanken an Gott erweitert sich mein Herz, hebt sich meine Seele himmelwärts; es wird mir, als wenn alles, was Erde und Himmel Reiches, Großes, Schönes, Seliges in sich schließen mein wäre, als ob noch viel mehr mein wäre, da noch etwas mein wäre, wo die Gedanken des erhabensten Geistes still stehen und umkehren.

Mit seligen Schauern, mit Vorgefühlen der

zukünftigen Welt durchdringt es mich: Herr, Herr, Gott, barmherzig, langmüthig und gnädig, von großer Güte und Treue.

Sein Antlitz lächelt mir freundlich in all' den holden Erscheinungen um mich her.

Ganz anders enthüllt mir die Natur ihre Reitze, indem ich Gott in ihr wahrnehme; viel schöner dünkt mir der Morgen, den seine Güte der verdunkelten Erde sendet; bis ins innerste Herz dringt, was das Auge ergötzt, weil es von ihm zeugt, von ihm, den ich liebe, mehr als ich sagen kann, von ihm, dem Freunde meines Lebens.

Ja, ich liebe ihn, und fühle seine Liebe in mir, sonst könnte ich mich seiner nicht so freuen.

Auf meinem Herzen lastet keine Schuld, die mich von ihm entfernte, oder mich bey'm Gedanken an ihm beunruhigte. Er kennt und trägt nachsichtsvoll die Schwachheit seines Kindes. Wäre ich mir schwerer Versündigungen oder

vorsätzlicher Uebertretungen oder eines unreinen Sinnes bewußt: ach! dann müßte sich wohl mein Inneres verdüstern; nicht ein heitrer Schimmer würde in demselben übrig bleiben, und nichts würde die Finsterniß zerstreuen, vergebens schaute ich in den hellen Tag, die Nacht im Gemüthe.

Ich bestrebe mich meine Pflichten zu erfüllen, und werde immer mehr gewahr, wie wesentlich nöthig das zu einer heitern Verfassung der Seele ist. Kleine Versäumnisse schon trüben einigermaßen das innere Licht: wie würde mir zu Muthe seyn, wenn ich mich grober Vernachlässigungen oder träger Verdrossenheit anzuklagen hätte, und überall daher rührende Unordnungen bemerkte!

Heiter sehe ich in die Vergangenheit. Unbequem oder drückend war mir darin wenig, und dieses Wenige ist überstanden. Ich habe

menschlich gefehlt — oft und viel gefehlt, aber ich weiß, das ist mir vergeben. So erheben sich nur frohe Erinnerungen — zahlreich, mannichfaltig, lebendig — in meiner Seele; auf unzählbare angenehme Begegnisse, auf unzählbare Güter, die ich besessen und noch besitze, auf unzählbare Freuden, die ich genossen, auf unzählbare Stunden, die ich glücklich verlebt, fällt mein Blick.

Ich sehe vor mich in die Zukunft, ohne ihr einen unruhigen Wunsch entgegen zu bringen, voll Vertrauen auf die Hand, die mich bisher geleitet hat. Viel Gutes darf ich erwarten; dazu berechtigen mich bisherige Erfahrungen und noch mehr berechtiget mich mein Glaube dazu; Güte und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebenlang. Ich frage nicht ängstlich, was mir noch etwa beschieden seyn möchte; diese Frage geziemt mir nicht, und wozu sollte ich sie aufwerfen? Kann es mir nützen das vorher zu

wissen? oder darf es mich verlegen machen, daß ich es nicht weiß? Hätte ich etwa Uebel zu fürchten? Nein, wahre Uebel können mir unter dem Schutze der himmlischen Liebe nicht begegnen. Mag denn auch Schmerzliches über mich kommen; es wird mein Bestes seyn, und nie wird der mich verlassen, der sich in den schon entflohenen Tagen so gnädig an mir erwiesen hat, nie bin ich noch allein gewesen, nie ohne höhern, stärkenden, beseligenden Einfluß, auch in Zukunft werde ich es nie seyn.

Wenn sich einst in meinem äußerlichen Leben alles änderte, was mir bis jetzt günstig und freundlich gewesen ist: ich werde doch in einem gewissen Maße heiter und vergnügt bleiben können. Nur muß ich für den Zustand meines Herzens Sorge tragen, und in mir selbst das bewahren, was am meisten zu einer heitern Verfassung beyträgt.

Stiller Fleiß, Ordnung im Wirken, Ord-

nung im Leben, Ordnung im Herzen, Ruhe im Gewissen, stäte Befreundung mit Gott, öftere Unterhaltung mit ihm, festes Anschließen an die Natur, in Einfalt, Lauterkeit und Wahrheit des Sinnes, sichern dem Gemüthe eine beständige Heiterkeit.

Zu allen Zeiten gleich heiter seyn ist wohl unmöglich; es kommt dabey auf Dinge an, die nicht in unsrer Gewalt sind, die wir oft nicht einmal kennen. Unser jedesmaliges körperliches Befinden wirkt nicht wenig mit.

Kleiner Verstimmungen kann auch ich mich zuweilen nicht erwehren, obgleich sie mich nur selten anwandeln, und schnell vorübergehen. Ein schöner Gedanke, ein schönes Buch, eine schöne That haben mich nicht selten wie umgeschaffen.

Dann war ich am heitersten, wann am wenigsten in mir war, das dem bessern Selbste widerstrebte, wann ich mit meinem Thun am

meisten zufrieden seyn konnte, wann ich etwas Nützliches, mit reinem Sinn und so gut ich es vermochte, vollbracht hatte. Dann liebte ich auch Gott und die Menschen am innigsten. Mit diesen Mitteln will ich es ferner versuchen.

Heute erhellt eine ungewöhnliche Heiterkeit mein Gemüth.

Ich will dafür sorgen, daß mir nichts diese Stimmung verderbe. Ich werde viel besser seyn, sanfter und gütiger mit den Menschen umgehen, leichter meine Pflichten erfüllen, und mehr Gutes thun, wenn sie mich den ganzen Tag begleitet.

Ich will sie aber auch benutzen; je heitrer man ist, desto mehr kann man, desto eher gelingt das Schwere. Die vorzüglich heitern Stunden fordern uns auf, jetzt das auszurichten, was wir zu andern Zeiten entweder gar nicht oder doch nur mit großer Mühe zu leisten im Stande sind.

Ja, ich verstehe deinen Wink, mein våterlicher Freund: heute soll ich den Schritt thun, vor dem mir so lange gegraut, heute soll ich das Opfer bringen, um das ich so lange mit mir gekåmpft. Heute oder nie! heute muß ich, heute will ich; dies sey mein Dank fůr den heitern Morgen. Ich fůhle mich so stark — freudig eile ich zur That; sie wird mir die heitre Stimmung nicht verderben, sondern mir dieselbe am sichersten bewahren. Heiter, wie mir der Morgen dieses Tages aufging, wird mir sein Abend untergehen.

Es gibt Menschen, die selten oder nie heiter sind; die verdienen gewiß unser Mitleiden, und wůrden es auch dann verdienen, wenn es ihre eigne Schuld wåre. Das sollen sie immer bey mir finden; ich will so gelinde und schonend als möglich mit ihnen umgehen, und recht ernstlich

darauf denken, ob ich nicht etwas zu ihrer Erheiterung thun kann.

Wie du mir nahe gehst, gute Therese! immer so in Wolken dein Gemüth, so ernst und trübe dein Auge! Könnte ich doch Einen Theil dessen, was so schwer auf dir liegt, von dir abnehmen, wie gern wollte ich es tragen! Leise, leise soll mein Wort deinen Schmerz berühren, immer mild tröstend sich ihm nahen. Solltest du auch manches unfreundlich aufnehmen, ich will doch nicht ermüden; du kannst nicht anders. Heute, hoffe ich, wird es mir gelingen, dir eine frohe Stunde zu bereiten. Möchte es mehr als Eine seyn!

9.

Jucunde.

Nun herunter in's Freye. Daß man auch so viel köstliche Zeit verschläft! Im Schlafe ist man beynahe wie todt, man könnte wohl darin bleiben, und dann wäre man's wirklich; man thut nichts und freut sich nicht; wenn man nicht ein wenig träumte, wüßte man nicht, daß man noch da ist. Aber was will das wenige Träumen sagen gegen das volle, fröhliche Leben am Tage!

Die Blumen sind wach, und glimmern so hell herauf, sehen mich so frisch und freundlich an. Bienen, Schmetterlinge, Vögel — alles wach; das flattert, schwirrt, summt, zwitschert, flötet und jubelt — durcheinander! Die Sonne hat sich schon den Schlaf aus den Augen gerieben, und blickt mir so groß und funkelnd in's Gesicht, als wenn sie alles, was noch von Schlaf

an mir ist, wegblicken wollte. Geschwind mein Lieblingslied.

Ich bin das Mädchen der Freude,
Froh tanz' ich durch's Leben dahin;
Ich blühe wie Blumen der Weide,
Unschuldig und leicht ist mein Sinn.

Mir lacht das liebliche Leben,
Von Thränen nur selten gestört.
Die Sittsamkeit mag es vergeben,
Wenn Adelheid oft sie nicht hört!

Mit ihr hat's immer noch Weile;
Drum will ich indessen mich freun;
Sie wandelt bedachtsam, ich eile:
So hol' ich sie früh genug ein.

Das ist ein Lied recht für den Morgen; was hätte man am Morgen Beßres zu singen! Es paßt auch ganz auf mich — mir wie auf den Leib gemacht. Dabey kann ich gute Morgengedanken haben, es steckt, glaube ich, voll davon. Wir wollen einmal sehen.

„Ich bin das Mädchen der Freude.“ Ja, das bin ich. Die Freude hat mich fast immer an der Hand, und leidet kaum, daß etwas anders mich anfaßt; gleich bin ich wieder bey ihr, wenn ich mich irgendwo ein wenig aufhalten mußte. Wir beyde verstehen uns, und haben uns von Herzen lieb. Sie kommt mir bald wie meine Schwester, bald wie meine Mutter vor; aber wir schmollen nicht mit einander, wie Schwestern oft thun, und sie wird nie verdrießlich, wie die Mutter zuweilen ist, und kann alle Unarten an mir leiden, worüber ich von der Mutter gescholten werde. Wenn ich aber schlecht würde, so würde sie doch wohl nichts mehr von mir wissen wollen. Alle Tage beschenkt sie mich, und windet mir Blumenkränze, als ob mein Geburtstag wäre.

Ich habe so viel, so viel, was mir Freude macht, und was mir eben dazu gegeben ist, daß ich mich darüber freue. Wozu anders? Ich

wurde sehr Unrecht thun, wenn ich mich nicht freuen wollte. Wie sollte ich es auch anfangen, mich nicht zu freuen?

Mich dünkt, indem ich mich von Herzen freue, bin ich wie ich seyn muß, und wo ich mich nicht mehr freue, bin ich nicht mehr ich selbst. Ein mürrisches Gesicht müßte mich übler kleiden, als ein häßliches.

Ich kann mich beynahe über alles freuen; uber den Frühling und den Herbst, den Sommer und den Winter, über den plätschernden Regen und den hellen Sonnenschein, über den warmen Ofen im vertraulichen Zimmerchen und über die schneidende Luft draußen, über steife und muntre Gesellschaften, über ernsthafte und lustige Leute. Böse, unglückliche und grämliche Menschen will ich ausnehmen, doch gibt es unter den grämlichen welche, an denen ich Wohlgefallen habe. An der R. kann ich so lange zupfen und zerren, bis sie mit lacht und ordent-

liche May-Launen bekommt. Und wenn mich die alte P. eine Weile angepredigt hat, wird's mir, als müßte ich sie bey'm Kopf nehmen, und hoch mit ihr in die Luft.

Auf dem Boden kann ich mich ohnedies nicht gut lange halten; er brennt mir unter den Füßen. „Froh tanz' ich durch's Leben dahin." Es ist die beste Art fortzukommen, man stößt sich wohl einmal, aber dafür geht's auch über Stock und Stein, wo andre nicht herüber können. Springinsfeld nannte man mich vor zwey Jahren noch — jetzt nicht mehr.

Warum gehen, wenn man tanzen kann, wenn es einem tanzlustig in allen Gliedern prickelt? das Gehen ist langweilig; das Kriechen, Schleichen, Schweben wäre mir vollends recht. Kopf gerade, wie er gewachsen ist — die Augen überall, wo es was zu sehen gibt — immer weiter, so rasch als möglich, halb auf der Erde,

halb in der Luft; hat nicht Gott so den Menschen geschaffen?

Das Tanzen auf Bällen behagt mir wenig, alles nach der Regel, nach dem Kommando: Gewehr präsentirt! geschultert! linksum! vorwärts! Marionetten am Dräthchen. Man sollte glauben, es sey den Leuten oben nicht ganz in Ordnung. Exerziren sehe ich lieber, man weiß doch, was es bedeutet. Aber Tanzen im Freyen, vor Lust und Freude, das ist mein Leben. Tanz und Freyheit — Bruder und Schwester — auf der grünen Wiese, unter dem offnen Himmel, mit Blumen geschmückt über und über, so paßt sich's.

Wie die Schmetterlinge da herumflattern, von Blume zu Blume — jeden Augenblick auf eine andre! Unter die gehöre ich, das ist mir ein lustiges Völkchen; nur die weißen mag ich nicht, es sind Perückenmacher.

Ich muß euch haschen, ihr bunten Flatter-

geister; nicht um euch aufzuspießen, das wäre sehr grausam — nicht einmal fangen und näher beschauen will ich euch, dabey könnte ich euch Schaden thun — nein, um hinter euch her zu seyn, um mich unter euch zu mischen, um es mit euch zu haben.

Hätte ich doch solche bunte, leichte Flügel, wie ihr, mit euch von Blume zu Blume zu flattern, überall zu kosten und davon zu fliegen, und die Menschen zu necken, die mich fangen wollten, besonders wenn so ein Aufspießer hinter mir her wäre — ich würde ihn schon in den Graben locken, daß ihm die Lust verginge, uns den kurzen, fröhlichen Tag zu verderben. Und die jungen Bürschchen, die euch so jämmerlich nachäffen im Flattern — weiße Schmetterlinge sind's — wie wollte ich die herumführen! Da solltet Ihr flattern lernen, die Ihr uns Mädchen als Blumen ansehet, von denen etwas zu naschen ist. Und Sie, mein Herr H., sollten nicht der Letzte seyn.

Das geht nun einmal nicht, also muß ich bey den Blumen bleiben, die haben auch ein fröhlich Leben; und wenn sie nicht von der Stelle können, so können sie doch herauf, das ist noch besser, es ist eine stille, unschuldige Freude — Himmelsfreude, die gen Himmel will, und von dem Lichte des Himmels sich nährt.

„Ich blühe wie Blumen der Weide.“ Das sind die besten. Die Gartenblumen — so künstlich frisirt, so reich, so kostbar gekleidet! man kann nicht zart genug mit ihnen umgehen, „bleib' mir vom Leibe,“ rufen sie schon aus der Ferne einem entgegen, „du verdirbst mir etwas, wenn du mich nur mit deinen gemeinen Augen ansiehst;“ immer in vornehmer Gesellschaft — in Reih' und Glied, enge geschnürt, wie die Damen auf dem Thee bey der Frau von P. Was das prunkt in den bunten Farben, und sich gerade hält, Manieren hat, und sich ziert, und sich etwas weiß, und auf die andern Blumen

herabsieht. Die meisten sind geschminkt, und dürfen kein Wasser in's Gesicht bringen. Sie grüßen nicht, sie danken nicht, nur dem Winde machen sie steife Knickse, wenn er ihnen auf den Nacken tritt. Um keinen Preis möchte ich eine Gartenblume seyn. Aber die Weideblümchen — einfacher Anzug — nett, reinlich, wie mein Morgenkleid — alles wohlfeil — jeden Morgen frisch gewaschen — mit der Toilette gleich fertig, beym Aufstehen — das Haar glatt durchgekämmt, bey einigen gekräuselt, bey andern nicht, wie es die Natur hat wachsen lassen. Fröhlich steht es beysammen, fröhlich wimmelt es durch einander; sie grüßen, wenn man noch weit von ihnen ab ist, und rufen: „komm, komm, und spiel' mit uns, wir spielen mit jedem Lüftchen, und haben alle Tage Sonntag, viel bedeuten wollen wir nicht, und Umstände können wir nicht machen, es ist an uns nicht viel zu verderben, du kannst uns auch abpflücken, in Kränze win-

den, an den Busen stecken, wir sind gern bey dir, wir haben dich schon in der Wiege gekannt, du bist unsere Milchschwester."

Liebe Mutter, du hast schon oft davon gesprochen, ich müßte nun in den Garten; laß mich hier auf der Weide, bey meinen Milchschwestern, hier blühe ich so lustig; eine rechte Gartenblume werde ich doch nicht. Es gibt ja so viele Gartenblumen, warum die Wiesen berauben, die auch etwas haben wollen.

Ich blühe wie Blumen der Weide,
Unschuldig und leicht ist mein Sinn.

Das gehört all' zusammen. Die Unschuld und der gute Muth lachen den holden Blümchen aus dem Gesichte — die reine Unschuld, das wahre Sorgenfrey. So leben sie, von einem Tage zum andern, recht in den Tag hinein, als ob es immer so bleiben könnte. Heute roth, morgen todt, kann man von ihnen sagen; aber darum bekümmern sie sich nicht.

Unschuldig: was heißt das? wenn man an bösen Dingen kein Gefallen hat, wenn man sich nicht verstellt, nicht an sich künstelt, nichts heimlich treibt, mit keinen Ränken umgeht, nicht mißtrauisch ist, wenn man sich nicht schämen darf, jedermann zu sagen, was man denkt, und jedermann zu zeigen, was man thut. Kleine Kinder nennt man unschuldig, weil sie einfach, ohne Falsch, offen, unbefangen und heiter sind. Da soll ich auch wohl sagen können: unschuldig ist mein Sinn.

Unschuldig und leicht, das ist nicht weit aus einander. Wenn man nicht unschuldig ist, kann man keinen leichten Sinn haben, da drückt immer etwas, thut's nicht der Schuh, so thut's das Gewissen, und das drückt noch anders, als enge Schuhe: so sagte P., als er mir diese Stelle erklärte.

Nun, leicht genug ist mein Sinn, so leicht wie meine Füße. Ich wüßte nicht, daß ich in

meinem Leben schwer an etwas getragen hätte. Ich nehme jedes wie es kommt, genieße fröhlich des Augenblickes, schaffe was mich hindert aus dem Wege, wenn ich kann, und wenn ich nicht kann, hüpfe ich herüber oder gehe herum. Unangenehme Dinge schlage ich mir aus den Gedanken, ich denke dabey an etwas Fröhliches. Es wird immer wieder besser. Nicht alles kann gut seyn, aber es ist auch nichts schlimm, das nicht sein Gutes bey sich hätte.

Es will sich manchmal so etwas Dunkles bey mir ansetzen, aber ich leide es nicht, ich vertanze, verlaufe, verspringe es — gleich ist's fort, und ich bin wieder ganz munter. Man muß den Quälgeistern nicht gestatten, daß sie sich einnisten.

Was vorbey ist, lasse ich vorbey seyn; warum sich damit Noth machen? wer ändert's?

Habe ich gefehlt, es soll nicht wieder geschehen; habe ich mir Schaden zugezogen, ich will künftig vorsichtiger seyn. Wie es seyn würde,

wenn ich dies oder jenes nicht gethan hätte, geht mich nicht an.

Um die Leute, ich meyne die überverständigen, übelgelaunten, die immer nachzureden und zu tadeln haben, bekümmere ich mich nicht. Wollen sie sich um mich bekümmern, so mögen sie's. Die andern sind mir gut, und werden mir gut bleiben, so lange ich gut bleibe.

Mit der Zukunft habe ich vollends nichts zu schaffen. Wie es morgen seyn wird, kann ich nicht wissen, und könnte ich es, ich möchte nicht. Wird es morgen schlimm, so habe ich mich doch heute gefreut, und wird es gut, so werde ich mich desto mehr freuen.

Sorgen? wo sollte ich die unterbringen? nirgends Platz; und wofür hätte ich denn zu sorgen? Gott und meine Mutter und das Feld und der Garten sorgen für mich; da ist alles in guten Händen, nichts worüber ich unruhig seyn dürfte. Die armen Menschen! immer den Sinn auf

Morgen gestellt, nie auf Heute, wenn es heute noch so schön wäre! Für die Alten mögen Sorgen sich schicken, für uns Jungen schickt es sich, sie in alle vier Winde zu jagen, wir haben gesundes frisches Blut. Die Blumen sorgen auch nicht, und sind doch so prächtig gekleidet, und bekommen ihren Regen und Sonnenschein.

Froh tanz' ich durch's Leben dahin;
Ich blühe wie Blumen der Weide,
Unschuldig und leicht ist mein Sinn.

Denk' doch, was es für Folgen haben kann, sagt die Mutter so oft. Wer daran immer denken wollte, der müßte sich oft lange besinnen und die schönste Gelegenheit verpassen. Dabey würde man entsetzlich ernsthaft und verständig werden, und könnte nie ganz nach dem Herzen und mit dem Herzen, man müßte oft wider sein Herz, wo man doch fühlt, mit dem Herzen wäre besser. Die Folgen freylich gefallen mir zuweilen gar nicht; aber wer kann sie immer voraus

sehen, wenn er auch noch so klug ist? Man denkt hin und her, und es geht doch anders, als man gedacht hat. Den Leuten, die immer den Kopf voll Folgen haben, wird gewöhnlich am ärgsten mitgespielt; sie verrechnen sich jeden Augenblick, und stolpern über das, was ihnen vor der Nase liegt. Die Folgen, die mir nicht gefallen, sollen auch wohl ihr Gutes haben.

Wenn ich mich vor dem Unrecht in Acht nehme, und das will ich allezeit, dann wird sich's mit den Folgen schon geben. Daß man nichts thun muß, wodurch man offenbar seiner Gesundheit schadet, die Achtung der Menschen einbüßt, sich allerley Unannehmlichkeiten zuzieht, oder gar schlecht werden könnte, versteht sich von selbst; so etwas würde auch unrecht seyn, da ist nicht viel zu bedenken.

Leichtsinnig? Nein, das bin ich nicht. Leichtsinn und leichter Sinn — ein großer Unterschied! ich überlege, was zu überlegen ist, so

gut ich es kann, und dann frisch ans Werk, mag's werden, was es will, ganz schlecht wird's nie. Unschuld und Leichtsinn vertragen sich nicht lange zusammen. Aber vom leichten Sinne zum Leichtsinn — ein kurzer Schritt. Hier muß ich auf meiner Hut seyn. Wenn ich leichtsinnig würde; dann wäre es mit der rechten Freude aus.

Mir lacht das liebliche Leben,
Nur selten von Thränen gestört.

Lieblich — das ist das rechte Wort. Wenn das Leben auch mitunter ein ernsthaft Gesicht macht; das dauert nicht lange, es lacht bald wieder, und steht in der Fröhlichkeit; und lieblich bleibt's immer. Es ist eine Lust zu leben, sich zu regen und zu rühren, zu fühlen, daß man da ist, allerley zu treiben — zu leben mit den Menschen, mit den Blumen an der Erde und mit den Schmetterlingen in der Luft. Zu allen Zeiten hat das Leben etwas, womit es sich schmückt, worin es erglänzt, wovon es laut jubelt, wo=

durch es still selig ist, worüber es süße Thränen weint.

„Nur selten von Thränen gestört.“ Selten — doch zuweilen. Nicht alle Thränen stören; es gibt auch Thränen, die man gern vergießt, Thränen, in denen man auf eine ganz besondre Art froh ist, Thränen der Wehmuth, Thränen der Liebe, Thränen der Freude, Thränen des Dankes.

Aber auch die Thränen der Traurigkeit kommen zuweilen, daß man sie nicht zurückhalten kann. Immer fröhlich, das geht nicht an; man muß zuweilen traurig werden, damit man nachher desto reiner froh wird. Traurigkeit ist wie der Regen, sie erfrischt das Herz, wenn nach langem Sonnenschein alles trocken und dürre darin geworden.

Wird's mir nicht zuweilen von selbst wunderbar im Gemüthe, daß ich weinen muß, ob mir gleich nichts fehlt?

Es war doch sehr traurig, als neulich die Mutter an der schweren Krankheit lag, und so große Schmerzen hatte. Wie habe ich da nicht geweint! vier Wochen lang bin ich nicht froh gewesen; ich habe es aber nachgeholt, seit sie wieder besser ist, viel, viel heitrer lachte mir nun das liebliche Leben.

Und als die gute Karoline starb — ich hatte sie so lieb — traurige, traurige Zeit! Es gehörte etwas dazu, daß ich wieder mich freuen konnte.

Wenn doch die Menschen immer leben könnten! Darüber möchte man zuweilen wohl traurig werden, daß alles stirbt und begraben wird. Das Sterben, das Begrabenwerden hat so etwas Düstres, Banges, Schauerliches — gebrochen und still das klopfende Herz, bleich und kalt die glühende Wange, geschlossen das freundliche Auge, stumm die holdseligen Lippen — kein Laut mehr, kein Hauch mehr, woher es sonst vertraulich und lieb uns zuflüsterte — in die Erde, in die Erde

das blühende Leben — einsam alles umher. Ich will daran nicht zu viel denken, sonst vergeht mir alle Freude.

Aber wird nicht auch das Leben wieder neu? Blumen wachsen auf den Gräbern, und in den Gräbern wohnt nicht der Mensch, da liegt nur sein abgetragenes Kleid, der Mensch ist zum bessern, seligen Leben erwacht, aus der kurzen Freude verklärt in die lange, ewige gegangen. Sterben ist einschlafen; vom dunkelnden, müden Abend durch die finstre Nacht zum hellen, lebendigen Morgen, der alles gesund und stark macht. Das Sterben gehört zum Leben, wie die traurigen Stunden dazu gehören.

Nie, nie werde ich die gute Karoline vergessen, aber so traurig wie sonst bin ich nicht mehr, wenn ich an sie denke, es thut mir nur leid, daß ich sie nicht sehen, mit ihr sprechen, mit ihr froh seyn, daß ich nicht zu ihr kann, daß sie so

schnell fort gemußt hat, daß die liebliche Gestalt zerstört ist.

Ich kenne manche Menschen, denen es recht sauer in der Welt wird, denen Eins nach dem andern kommt, die sich quälen und ängstigen müssen ohne Aufhören; und was hört und liest man nicht von harten Schicksalen, welche Menschen getroffen haben! Das geht mir auch oft nahe, daß ich davon ganz traurig werde.

Traurigkeit ist nicht wie Unmuth und Sorge, daß sie das Herz beunruhigte und das Leben verbitterte; etwas schwer fühlt man's wohl im Herzen, aber es kann einem dabey recht wohl seyn, wenn sie nur nicht überhand nimmt.

Doch soll man sich auch nicht traurig machen. Es wird sich schon von selbst genug finden. Wo man nicht anders kann, wo man fühlt, man müsse nun, da ist die rechte Zeit.

Ob man wohl zu froh seyn kann? ich glaube nicht, des Guten wird nie zu viel, und Fröh=

lichkeit, das weiß ich gewiß, ist etwas Gutes. Freylich, wenn es so weit ginge, daß man ganz ausgelassen würde, daß man sich vergäße, nichts mehr bedächte, sich ungebährdig stellte, den Anstand, den rechten nähmlich, dessen Gesetze im Herzen stehen, beleidigte, daß man in übermüthigem Muthwillen andre kränkte oder sonst etwas Unziemliches thäte, daß man sich nicht halten, und kein Ende zu finden könnte - - -. Darauf folgt immer etwas Schlimmes. Aber wer wird denn auch so seyn? das wäre nicht mehr Fröhlichkeit.

Übrigens singe ich mit:

Die Sittsamkeit mag es vergeben,
Wenn Adelheid oft sie nicht hört.

Das ist die verdrießliche Alte, die kein Stäubchen am Kleide, kein lustiges Wörtchen, keinen freyen Sprung leiden kann, die alles so eingezogen, so leise, so gesetzt und verständig, so blöde, so manierlich und gedrechselt haben will, daß

man es ihr nie zu Dank macht, die ohne Aufhören fragt: schickt sich's auch? und hinter einem her lauert, und meistert und schilt. Zuweilen hat sie nicht ganz Unrecht, und da höre ich auch wohl auf sie; aber immer geht es nicht an. Das würde mir ein schönes Leben werden! Die meiste Zeit muß ich ihr davon laufen, ehe sie ausgeredet hat. Mag sie's denn vergeben! — mag sie's auch nicht, ich will schon ohne sie fertig werden.

Mit ihr hat's immer noch Weile;
Drum will ich indessen mich freun;
Sie wandelt bedachtsam ich eile:
So hol' ich sie früh genug ein.

Bedachtsam genug wandelt sie, und hockt noch dazu an allen Kaffeetischen, und hat nach allen Seiten gute Lehren zu vertheilen. O, die entläuft mir nicht. Wollt' ich mich jetzt schon zu ihr halten, so würde ich ihr bald weit voraus seyn, und das wäre nicht viel anders, als wenn

ich zurückbleibe. Gehe sie nur langsam voran, so behalte ich sie vor den Augen, was nichts schaden kann, und besser ist, als wenn sie mich vor den Augen hätte. Sie wird sich schon bequemen und handeln lassen, falls ich sie einmal nöthig haben sollte. Jahr und Tag hat's noch Zeit mit ihr.

Drum will ich indessen mich freun.

Gebe der Himmel nur, daß ich es heute mit fröhlichen Menschen zu thun habe! Ganz von Herzen froh bin ich nur, wenn andre es mit sind.

10.

Therese.

Tausende hat dieser schöne Morgen aus erquickendem Schlummer zu neuer Daseynsfreude und zum frohen Genusse der Güter geweckt, womit die Milde des Himmels ihr Leben gesegnet; und gewiß hat der Blick hinaus in den schimmernden, farbenreichen, freudetrunkenen Tag — hinauf in das freundlich-heitre Blau, zu den strahlenden Höhen, von welchen herab das Licht sich verklärend über den Schmuck der Erde ergießt, auch manchem, mit Sorge und Kümmerniß schwer belasteten Herzen Erleichterung verschafft, manchem Lebensmüden neuen Muth und neue Lust, sein Wirken und Leiden hienieden fortzusetzen eingeflößt, manchem Verzagten, und an der, in undurchdringliches Dunkel gehüllten, Zukunft beynahe Verzweifelnden mit hellen Ansichten ge-

schmeichelt, und viele der bangen Klagen, die aus den schweigenden Schatten der Nacht gen Himmel stiegen, verstummen gemacht.

Mir vermag er die Klage nicht zu stillen, die, allen seinen Empfindungen längst vertraut, im Gemüthe wohnt, und was da laut werden möchte aufnimmt in ihre schwermüthigen Töne — mir die trüben Nebel nicht zu zerstreuen, die sich um mein Inneres gelagert haben. Meine Seele trauert und wird immer forttrauern; denn im Grabe, woher nichts zurück kehrt, ist mein Gut und meine Liebe!

Daran erinnert mich jeder neue Morgen um so lebhafter, je heller er über seine Blumen hinglänzt; er beleuchtet nicht mehr mein Gut und meine Liebe! hinab unter die Erde sind sie gesunken — im irdischen Lichte und unter den Freuden, die im irdischen Lichte blühen, finde ich sie nimmer.

Nur unter Thränen kann ich Gott für den

Morgen danken, der zwar dem Gemüthe einige Erfrischung gewährt, aber dafür auch das Gefühl seiner Leiden schärft. Dem Abend öffnen sich willig meine Schmerzen; denn er gesellt sich vertraulich ihnen zu. In seinen Eindrücken ist nichts, das meinen Empfindungen widerstrebt, alles stimmt vielmehr mit ihnen überein, fließt ruhig in sie über, und wallt ruhig mit ihnen fort. Er versteht und theilt meine Trauer, und besänftigt sie, indem er ihr Nahrung gibt, und sie in sein dunkles Gewand kleidet. Gleichet er nicht dem Lande der Schatten, wo die verweilen, die ich im Reiche des Lichtes vermisse? Kunde von ihnen wehen die säuselnden Lüfte zu mir herüber. Worte des Trostes flüstern sie mir zu, und umflattern mit wehmüthig-lieblichen Traumgebilden, die halb in süßen Schlummer gewiegte Seele. Nach dem Abende hin schwebt schon am Morgen die stille Sehnsucht.

Auch die Nacht ist mir befreundeter als der

Morgen; da verweilt die Betrachtung ungestört bey dem, wovon das Herz nicht lassen kann; da erscheinen mir die Geister der Abgeschiedenen mit bedeutungsvollen Zeichen, und winken, ihnen zu folgen — in die Heimath aus der Fremde.

Heiter wie ein schöner Morgen ging der Tag des Lebens mir auf, Freudenverheißung war seine erste Botschaft an mich. Das Glück hatte für mich gethan, was es für seine Lieblinge zu thun pflegt. Nichts blieb mir zu wünschen übrig. Die Reichthümer meiner Eltern gewährten mir alles, was der Ueberfluß gewähren kann, ohne mich die gewöhnlichen Beschränkungen glänzender Umstände fühlen zu lassen, ohne meinem Herzen die mindeste Gewalt anzuthun. Mehr als ihre Reichthümer gab mir ihre Zärtlichkeit. Im warmen Frühlingsscheine der Liebe verging meine Jugend. Der unaussprechlich Verehrte, der unaussprechlich Geliebte, der unwandelbar

heilig Verehrte und Geliebte wurde mein Gatte und ich — das glücklichste Weib — eine nicht weniger glückliche Mutter. Hell glänzend eröffneten sich mir die Gefilde der Zukunft. Wie hätte ich ahnen können, daß ich alles erlangen sollte, um alles zu verlieren!

Alles dahin — Eins nach dem andern dahin! All' dieses Glück — alle Hoffnungen grausam zerstört — schrecklich verödet das reiche, selige Leben! — entsetzliche Täuschung! — o, daß du dich einwiegen ließest von den süß schmeichelnden Stimmen, betrogenes Herz! unwiederbringlich verloren für diese Welt! Von allen diesen Schätzen nichts übrig, als das elende Gold; daß es doch mit dahin wäre!

Auch du mich verlassen, du unaussprechlich Verehrter, du unaussprechlich Geliebter, du unwandelbar heilig Verehrter und Geliebter! du zuletzt von allen! Als auch du mich verließest, da bin ich gestorben, mit dir der Welt gestorben,

aber ich lebe um deiner zu gedenken, um dich fortzulieben, in schmerzlicher Trauer — in schmerzlicher Sehnsucht. Und diese Trauer, diese Sehnsucht sind allein noch mein Leben, sie werden nicht aus dem Herzen weichen bis es aufhört zu schlagen. Verloren, unwiederbringlich verloren für diese Welt.

War es ein Traum? Nein, ich habe wirklich besessen und umfangen, an diesem Herzen hat es gelegen, mein wachstes, wahrstes Leben ist es gewesen. Aber dahin — alles dahin!

So versank mir mein Tag in Abendgrau und in Nachtstille, während sein Morgen noch nicht vorüber gegangen. Darum ist mir am Abend so wohl, darum mir die Nacht so befreundet, darum kann ich den Morgen nur mit Thränen begrüßen. Das Dahin, Dahin tönt unaufhörlich in meiner Seele nach, und bildet die in derselben herrschende Stimmung. So oft sich in heller Gestalt etwas mir naht, um sich an

meinem Gemüthe zu versuchen, und es scheint, als möchte das Gemüth sich ihm entgegen neigen, tönt es wieder: Dahin, Dahin!

Ich muß mich verwahren vor angenehmen Eindrücken, weil sie bey mir nur die trüben Erinnerungen neu beleben, und mich das Dahin stärker fühlen lassen.

Daß Ihr doch endlich einmal aufhören möchtet, mich mit Euerm Troste zu verfolgen und zu quälen! Ihr wollet mir gewiß nicht wehe thun, aber Ihr thut es. Euer Trost faßt die Wunden hart an, welche meine einsame Trauer gelinde berührt. Eure liebreiche Theilnahme, Eure treue Anhänglichkeit und Euer unermüdetes Bemühen bewegen mich innig; aber von dem, was Ihr vorbringet, wendet sich das Herz fremd und kalt ab. Es kostet mir unbeschreibliche Anstrengungen, darauf zu achten, und dann finden sich alle meine Gefühle davon angegriffen,

gestört und in Unordnung gebracht. So schlecht nur kann ich Euern Eifer belohnen. Mir ist alles bekannt, was einem bekümmerten Gemüthe tröstlich seyn kann, ich habe es bedacht, wiederholt bedacht, nach allen Beziehungen erwogen, und auf mich angewendet. Es ist mir so deutlich, so gegenwärtig und eigen, als es nur immer zu werden vermag. Aber ich bin nicht in dem Zustande, wo man des Trostes bedarf. Der Trost hat seine Kraft bey mir erschöpft, er hat mein Herz zur Ruhe gebracht. Oder sehet Ihr mich leidenschaftlich bewegt, höret Ihr von mir heftige Klagen? beschuldige ich mein Schicksal der Härte gegen mich? entdecket Ihr Wünsche in meiner Seele, für welche die Erde Verheißungen hätte? Der stille Schmerz, der noch in meinem Innern wohnt weicht keinem Troste, er schmiegt jedem Troste vertraut sich an, und zieht sogar Nahrung aus dem Troste, dessen Wort er versteht.

So ist es nicht immer gewesen. Es gab eine Zeit, wo mein Herz voll Aufruhr war, und sich gegen die Fügungen des Ewigen empörte, wo ich ängstlich suchte, und nicht fand, wo ich ungestüm forderte, und nicht erhielt, und dann wild umher schaute und laut jammerte, und mich nicht zufrieden geben wollte. Ich flehte um den Tod. Es dauerte lange, bis ich so viel Fassung erhielt, als zur vernünftigen Besinnung und zum Nachdenken über meinen Zustand gehörte. Die besänftigende Zeit gab sie mir; da senkte sich nach langen Kämpfen der Trost mild in mein Gemüth. Ich habe gebethet und gerungen vor Gott, und Gott hat mich gehört, und sich gnädig zu mir gewendet, und Hülfe gegeben dem schwachen Herzen. Tag ist es nicht geworden in meiner Seele; aber Tageshoffnung dämmert durch sie hin; ich sehe in der Ferne den Tag schimmern. Jetzt weiß ich, und nichts wird mir diese Ueberzeugung erschüttern: ein mir uner-

forschlicher, aber väterlich-weiser und gütiger Wille hat zu meinem Besten über mich verhängt, worüber ich traure; der Vater prüft sein Kind, schwer, sehr schwer zwar, doch mit Liebe; er, der alles gegeben hat, hat alles genommen, daß ich lernte dulden und entbehren und mich ganz zu ihm halten, und durch Dulden und Entbehren zu höherer Vollkommenheit gelangte, und einer höheren Glückseligkeit fähig würde. Durch dieses tiefe Dunkel führt er zum strahlenden Lichte; ich mußte auf Erden verlieren, damit ich im Himmel gewönne, damit ich den Himmel inniger liebte, damit er mir desto reicher ersetzen könnte. Ich finde die wieder, auf ewig wieder — vielleicht bald, o daß es doch bald wäre! — um die ich weine. Sie leben für mich wie sie in meinem Herzen leben. Meine besten Stunden bringe ich in der Gemeinschaft mit ihnen zu. Friede ist in meinem Schmerze — Gottesfriede, Himmelsfriede. Mit getroster Er-

wartung gehe ich der Zukunft entgegen, das stille wehmüthige Andenken im Gemüthe bewahrend. Nur selten, daß es heftig in mir erwacht, und ich werde noch alles Stürmische niederkämpfen.

Aber ich soll wieder froh werden. Das kann ich nicht. Euch zu Liebe habe ich es mit allen Mitteln versucht, die ihr mir vorschlaget, aber es ist umsonst gewesen, und wird ferner umsonst seyn.

Ihr verlanget, daß ich mich zerstreue. Zerstreuung setzt ein für sie empfängliches Gemüth voraus, und das fehlt mir. Ich bin nicht mehr für die Welt, und die Welt ist nicht mehr für mich; ich habe verlernt, ihr irgend ein Interesse abzugewinnen; mein Gefühl ist abgestumpft für ihre Eindrücke; alle diese Gestalten gehen an mir vorüber, ohne die geringste Veränderung hervorzubringen. Das laute Geräusch stößt mich zurück; die jauchzende Freude tastet mich schmerz-

lich an, und reißt alle Wunden meines Herzens auf, wenn ich ihr nur zusehe.

An kleinen Vergnügungen ist es mir zuweilen gelungen einigen Antheil zu nehmen; auch das war nichts, aus mir selbst herausversetzt, mit mit selbst uneinig geworden, büßte ich das jedes Mal mit größerer Traurigkeit. Ich war aus der Begränzung gewichen, in welche mein Leben gewiesen ist, und die es nicht ohne Selbstverletzung verlassen kann. Eine Art von Reue, als ob ich Unrecht gethan hätte, fühlte ich, so oft ich mich dahin verirrt hatte.

Nein zerstreuen, wie ihr es meynt, kann und darf ich mich nicht. Nur Eine Art der Zerstreuung ist für mich wohlthätig: stille Geschäftigkeit, und diese verhindert mich so wenig, meinen schwermüthigen Empfindungen nachzuhangen, daß sie vielmehr ganz in dieselben mit mir eingeht, und ihnen, bald auf diese, bald auf jene Weise, zur Förderung dient. Zu tief sind sie in

mein

mein Wesen eingedrungen, und zu sehr mit demselben eins geworden, als daß irgend etwas sie daraus vertilgen oder ihre Farbe verändern könnte, als daß etwas fähig wäre, mich wohlthuend zu berühren, was der Stimmung, die sie in mir erzeugt haben, widerstrebt.

O, glaubet mir, ich muß hinweg aus der fremden kalten Welt, ich muß mich immer mehr in die Stille zurückziehen, um mir die Art des Wohlbefindens zu verschaffen, die für mich allein noch möglich ist.

Ihr machet mich aufmerksam auf das viele Gute, Schöne und Erfreuliche, das mir noch geblieben, wovon so manches sich zu meinem Herzen mächtig hindränge, so manches sich dem Herzen freundlich anschmiege. Ich übersehe, ich verkenne das nicht; es rührt mich nicht selten bis zu Thränen, es wirft nicht selten heitere Schimmer in die dunkle Stimmung meiner Seele, daß ich mich davon erfrischt und neu

belebt fühle. Aber mich froh machen, wie es andere froh macht, kann es nicht. Alles, was ich habe, wird von mir gehen, wie mein Bestes weggegangen ist, und mich einsam zurücklassen. Dem blühendsten Leben sehe ich die Züge des Todes schon im Gesichte; es wird bald verwelken und hinfallen. Das Meiste mahnt noch dazu an schöne Zeiten, die nimmer wiederkehren; ich muß mich davon wegwenden.

Nicht bloß dem Abgeschiedenen, auch dem Vorhandenen hat mein Herz alle Liebe bewahrt, die es je dazu fühlte, hierin allein bin ich nicht ärmer geworden; aber meine Liebe zu dem Vorhandenen ist, wie die zum Abgeschiedenen, Liebe im Schmerze.

Ich kann mir manches zuweilen recht nahe bringen, sinnend darüber verweilen, Gedanken an Gedanken reihend, Interessantes daran wahrnehmend, was ich bey einer andern Verfassung des Gemüthes vielleicht nicht bemerken würde;

indeß sind es immer Beziehungen der Trauer, die sich am meisten herausheben, und wodurch es sich dem Herzen vermählt. In solchen Stunden lebe ich mehr und besitze mehr mich selbst, ich bin gewisser Maßen glücklich, aber nicht das was Ihr froh nennet.

Ich soll, sagt Ihr, wenigstens das von mir entfernen, was meinen trüben Gedanken Nahrung gibt. Wenn dies nun gerade mein Liebstes wäre, das, was mich am meisten anzieht, am hinhaltendsten beschäftigt, wenn ich dessen nun gerade zuweilen bedürfte, um mich vor verzehrendem Gram oder völliger Leere des Herzens zu sichern? Müßte ich es auch dann entfernen?

Ich soll die traurigen Gedanken nicht absichtlich unterhalten, sie nicht selbst hervorrufen, entwickeln, beleben. Wenn denn nun meine Seele leben müßte von den traurigen Gedan-

ken, wenn das Unterhalten, Hervorrufen, Entwickeln, Beleben derselben ihr den einzigen, für sie noch vorhandenen Genuß darböthe, wenn es dem Troste den freyen Zugang zum Herzen erhielte, wenn es in Augenblicken der Herzensdürre milde Erweichung brächte? Ist es nicht Bedürfniß, unaufhörlich nach der Stelle zu fühlen, wo es schmerzt — nicht diese Schmerzensvermehrung Schmerzenslinderung? O, lasset mich doch mit meiner Trauer, wie ich Euch mit Eurer Freude lasse. Ich kann nun einmal nicht wie andere.

Und warum soll ich gerade wie andere? warum froh seyn, da das Frohseyn mir nicht frommt, mich mit mir selbst in Widerspruch setzt, da die Trauer mir gerade das gewährt, was andern die Freude, indem sie mein Wesen in stiller Einigung erhält, und die Ansprüche der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft friedlich ausgleicht. Ist denn das Froh-

seyn die einzige Art des sich wohl Befindens? Muß nicht jeder bey sich selbst ausmitteln, wie ihm am meisten wohl werden könne? Diese schwermüthige Stimmung ist mir so lieb, daß ich sie gegen eine fröhliche nicht austauschen möchte, wenn es mir auch möglich wäre.

Zeiget mir, daß ich sonst in irgend einer Hinsicht bey einem solchen Tausche besser lebe: und ich will noch einmal das Aeußerste der Anstrengung aufbiethen, ob es mir gelinge. Aber das werdet, das vermöget Ihr nicht. Versäume ich mich etwa? bringe ich meine Zeit in müßigen Träumen und schwärmerischer Sehnsucht hin? verweichliche ich mein Herz? fühle ich weniger, was dem Menschen das Herz bewegen soll, als ich in einem andern Zustande fühlen — leiste ich weniger, als ich in einem andern Zustande leisten könnte? bin ich kälter in der Freundschaft, verdrossener zu helfen, träger in der Erfüllung meiner Pflichten? habe ich mich

auch da von der Welt losgesagt, wo ich im Stande bin, durch meine Dienste zu nützen?

Es gehört zu meinen deutlichsten und festesten Ueberzeugungen, daß ich nicht ohne beträchtlichen Nachtheil für meinen Charakter mich von meiner Trauer trennen würde. Alle meine moralischen Empfindungen und Kräfte sind in ihr aufgewachsen und von ihr genährt worden; sie können nicht anders leben und sich äußern, als mit ihr. Auch die Religion billigt meinen Schmerz. Sie belehrt mich, daß nur mittelst desselben die Absichten, welche die Vorsehung bey ihren schweren Verhängnissen mit mir hat, erreichbar sind. Sie selbst hat ihm seine gegenwärtige Gestalt gegeben, und fordert mich auf, ihn zu unterhalten und zu meiner weitern Bildung zu benutzen. Ich erkenne, wie sehr ich seiner noch bedarf, um das zu werden, was ich werden soll.

So traure denn fort Herz; es ist dir beschieden zu trauern, bis du brichst. Wie sanft wirst du einst brechen! Kühlend und mild wird es dich umfangen, wann aller Tage Abend sich dämmernd herabsenkt auf das müde geweinte Auge, und der letzte Schlummer es zuschließt!

Heilige Nachtstille des Todes, wie werde ich dich willkommen heißen! Land des Lichtes über dem Grabe, Gefilde des seligen Wiedersehens, dich werde ich begrüßen in unaussprechlichem Entzücken!

Dorthin wo meine Lieben sind, zum stillen Grabe — zum sonnenreichen Morgen über dem Grabe, schwebt mein Verlangen, dort wird es enden. O, daß es schon Abend wäre!

11.
Natalie.

Das war wieder eine dunkle, bange Nacht — hier am Bette des geliebten Kindes! Was hat das arme Geschöpf nicht ausgestanden — und so willig, so still, so gelassen! nicht Ein Mal geklagt. Freundlich sah sie mich an, so oft ich nach ihr hinblickte, als ob ihr nichts fehlte, während der Schmerz in ihrem Gesichte zuckte, und sie umsonst die Anstrengung zu verbergen suchte, womit sie gegen ihn kämpfte. Mir bleibt nichts, als ein stummes Mitfühlen, nicht helfen, nicht trösten kann ich; ein heiteres Lächeln beantwortet meine kummervollen Fragen.

Die himmlische Seele! wie vieles mag sie leiden und niederdrücken, wovon ich nichts gewahr werde! Es würde ihr gewiß Erleichterung geben, wenn sie klagte; und doch schweigt sie,

um das mütterliche Herz nicht zu verwunden. Ach, sie weiß nicht, daß sie mir eben damit das Herz durchbohrt!

Zwey Jahre dauert das nun schon — und keine Besserung, kein Hoffnung gebendes Zeichen! die Kräfte nehmen immer mehr ab, die Schmerzen werden größer und kommen häufiger. Daß die zarte Natur ihnen nicht schon längst erlegen ist = = =! in allen Zügen ihre tief eingegrabenen Spuren, in dem ganzen Wesen ihre Zerstörungen.

Jetzt ist sie sanft eingeschlummert; ich will ja sorgen, daß nichts sie störe, der Schlaf wird ihr doch einige Linderung gewähren.

Seit drey Tagen haben sich meine Augen nicht geschlossen, müde vom Wachen und Weinen möchten sie oft zufallen, aber dann reißt die Unruhe sie plötzlich mit Gewalt wieder auf. Ich fühle mich matt und erschöpft, aber schlafen kann ich nicht, schlafen darf ich nicht, ich

muß wachen und arbeiten für mein Kind. Bey dem größten Fleiße erwerbe ich kaum so viel, als zum nothdürftigen Unterhalte gehört — oft reicht es nicht einmal hin. Ich entbehre und behelfe mich gern, aber wie ich mich auch einschränke, es bleibt nichts übrig, meinem Kinde einige Erquickung zu verschaffen. Könnte ich mir doch noch mehr entziehen und noch mehr arbeiten! dem Herzen sollte es gewiß nicht sauer werden. Aber mehr kann ich nicht, wenn ich mich meinem Kinde erhalten will, und das ist doch meine erste Pflicht; was sollte aus dem unglücklichen Wesen werden, wenn ich auch krank würde oder gar stürbe!

Nach Ueberfluß habe ich nie getrachtet, ich brauche wenig, und meine Luise ist so genügsam, kann bey Wenigem so froh seyn; wäre sie nur gesund, uns sollte die Armuth nicht drükken. Aber hier fühle ich — das Mutterherz fühlt es —, daß Armuth ein Unglück ist. Sein

Kind schmachten sehen, wo mit einer Kleinigkeit zu helfen wäre, und diese Kleinigkeit nicht besitzen, sich denken, wie sie ihm wohlthun, wie es sich davon gestärkt finden würde, und sie nicht besitzen — o, das zerreißt das Herz.

Früh wurde mir der theure Gefährte und Beschützer meines Lebens durch den Tod entrissen. Drey unmündige Kinder weinten mit mir an seinem Grabe; sie kannten noch nicht die Größe ihres Verlustes, und ich kannte sie noch nicht ganz. Nur um ihn, den zärtlich, den ewig Geliebten flossen meine Thränen. Ein mit sauerm Schweiße errungener kleiner Wohlstand, den er uns zurückließ, würde uns vor Nahrungssorgen gesichert haben, wenn nicht der Druck der Unglücksjahre gekommen wäre, da haben Einquartirung, Contribution, Theurung und Mangel an Verdienst alles aufgezehrt, so daß

wir nun allein an den dürftigen Erwerb gewiesen sind. Wenn da nicht an Einem fortgearbeitet wird, fehlt es gleich überall.

Ein Paar Male war ich nahe an der Verlegenheit, von andern annehmen zu müssen. In großer Noth wurde es mir so schonend gebothen — fern jeder Schein der Wohlthat — ja fast aufgedrungen von unverkennbarer Liebe. Viele Thränen wären damit abgetrocknet gewesen; ich konnte nicht. Und wenn ich nun doch noch müßte, wenn weiter kein Rath und keine Hülfe wäre für mein Kind! Ja, dann könnte ich; es wäre entsetzlich! Gott wird es wohl nicht so weit mit mir kommen lassen.

An meinem Julius konnte ich hoffen nun bald eine Stütze zu haben. Ein herrlicher, vielversprechender Jüngling! Wie hing er an der Mutter und Schwester! wie theilte er unsere Sorgen und unsern Fleiß! wie glühte sein Herz bey der Vorstellung, daß er im Stande

seyn würde, uns in eine beßre Lage zu setzen! und wie sank er dann mit den heiligsten Versprechungen und überwältigt von frohen Gefühlen an meine Brust! O, er hätte Wort gehalten! Eitles Hoffen des Menschen! Auch diesen süßen Lebenstrost sollte ich verlieren, auch ihn riß das harte Schicksal hin, weg vom Herzen der Mutter, hinab in die dunkeln Reiche, worein uns alles versinkt.

Eduard irrt in der weiten Welt umher — auf Wegen, vor denen so oft die Liebe ihn warnte, in seinem Leichtsinne bethört und umstrickt von den Netzen schlauer Verführung. Um den habe ich unaussprechlichen Kummer; ich kann nicht aufhören an ihn zu denken — er hat ja unter meinem Herzen gelegen — für ihn steigen, unter heißen Thränen, in schlaflosen Nächten, meine Gebete gen Himmel.

So bin ich denn allein mit meiner Julie, der das Leben ein langer Schmerz geworden,

und mit meinem Elende. Wenn ich nun auch die noch verlöre und dann ganz allein stände mit meinem Elende! Ich sollte vielleicht Gott bitten, daß er sie zu sich nehme, und ihrem Leiden ein Ende mache; es ist ja so wenig zu hoffen. Aber ich vermag es nicht; das liebe, duldende Kind ist mir so theuer, so unentbehrlich, seine Pflege ein so starkes Bedürfniß, die kleinste Erleichterung, die ich ihm verschaffen kann, ein so angenehmes Geschäft, die Theilnahme an seinen Schmerzen eine so süße Gewohnheit, daß das wohl der härteste Schlag seyn würde, der mich treffen könnte. Und doch muß ich darauf gefaßt seyn.

Gott, wie schwer prüfst du mich! mein Herz vergehet in Jammer. Doch ich will dir still halten, und über mich nehmen, schweigend, gelassen, was du mir zuschickest. Du thust es, ja du, Gott der Weisheit, Gott der Liebe, du,

der es immer wohl meynt und wohl macht, der nie mehr auflegt als man tragen kann, du Hülfreicher, allmächtig Naher, du, von dem Kraft und Trost in das zagende, zerbrochene Herz kommt. O, wenn ich das nicht wüßte: ich könnte nicht mehr, es wäre längst aus mit mir. Ich will es mir oft vorhalten, recht tief einprägen, ich will es zum deutlichsten, lebendigsten Gedanken meiner Seele machen, daß du es thust, du, der Gott der Weisheit und Liebe, der auch im Schmerze segnet. Ergebung will ich üben, nach Ergebung will ich ringen, bis ich mich ganz und gar ergeben habe, bis ich ganz und gar in deinem Willen ruhe, bis mir jeder Wunsch zuwider geworden ist, der von dem, was du verhängst, abweicht, bis ich alles billige, was du fügst, bis ich den quälenden Schmerz liebe, weil du ihn sendest, bis ich, völlig eins mit dir, völlige Zufriedenheit finde.

Noch drängt sich zuweilen aus dem beklom-

menen Herzen die Frage hervor: warum trifft es mich denn so hart? warum beugt es mich denn so tief darnieder und umfängt mich so dunkel von allen Seiten, während andere es so gut haben?

Weg mit dieser Frage! Könnte sie nicht geheime Regungen des Neides, unfreundliche Gesinnungen gegen die, welche ich für glücklicher halte, in mir erzeugen? ist nicht auf jeden Fall etwas Selbstsüchtiges, etwas das sich gegen die Fügungen Gottes auflehnt darin? müßte nicht, wenn ich damit fortführe, Unzufriedenheit, Widerstreben, Mißmuth daraus hervorgehen? Und gebührt es mir so zu fragen? weiß ich, wie gut es andre haben? hat nicht jeder seinen Theil von dem Ungemache des Lebens zu tragen? hat nicht Weisheit jedem zugemessen, wie viel ihm nützlich ist? schickt es sich für das schwache Kind, seinen Vater zur Rechenschaft zu fordern, warum er es so und nicht anders einrichtet? ist es im

Stande, die väterlichen Anordnungen, die viel weiter reichen und viel tiefer gehen, als sein beschränkter Blick, zu beurtheilen? wollte auch der Vater sich zu ihm herablassen, und ihm seine Gedanken offenbaren, würde es sie fassen können? Darf ich meine Zustimmung verweigern, weil mir nicht alles klar ist, obgleich ich Ursache habe, mich fest und freudig auf die väterliche Weisheit und Güte zu verlassen? und verweigere ich nicht meine Zustimmung, indem ich auf jener Frage bestehe?

Nein, ich soll glauben, lieben, dulden, warten lernen. Wenn mir nun darum diese Bedrängnisse zugeschickt wären, damit ich dies lernte, damit ich es in einem höheren Grade lernte!

Glauben, unerschütterlich glauben, wo man nicht siehet, glauben der untrüglichen Verheißung, der Bürgschaft im Herzen: das erhebt und

reiniget die Seele, das verbindet mit Gott, mit allem Guten und Schönen, das erzeugt höheres Leben im Gemüthe und erfüllt mit überirdischen Kräften. Nie würde ich jene Frage aufwerfen, wenn ich so immer glaubte.

Wohlan denn, ich will die Prüfung benutzen, ich will unverwandt hinaufblicken zu den ewigen Sternen in den Nächten meines Lebens, daß das Herz immer den finde, den habe, den das Auge nicht wahrnimmt, ich will unverändert fest halten, mit allen Kräften des Gemüthes, an dem Worte, das aus dem Dunkel den Frieden verkündigt, und es hoch empor tragen über Zweifel und Beunruhigung, und es innigst mit mir vereinigen, daß es mein Denken, mein Fühlen, mein Handeln werde.

Kein rechtes Glauben ohne Liebe. Die Liebe schließt das Herz dem Glauben auf, und gibt es ganz dem hin, was dieser umfaßt; je mehr

und reiner man liebt, desto stärker, gefühlvoller, standhafter glaubt man. Welcher Glaube gleicht dem Glauben an das Geliebte!

Muß aber nicht die Liebe sich im Schmerze bewähren, im Schmerze ihre edelsten Kräfte gewinnen? Ja, damit ich mein Herz von der Welt abziehe und von allem, was eitel ist, damit ich es ganz zu Gott hinwende, damit ich beweise, ich liebe in ihm nicht bloß den Geber erwünschter Gaben, sondern das Höchste und Beste der Wesen, das auf meine Liebe ein Recht hat, durch das ich bin, dem ich angehöre, ich liebe unwandelbar, auch wenn seine Liebe mir nicht vernehmbar ist, damit meine Liebe werde wie Gold im Feuer geläutert, darum prüft mich Gott schwer.

O, wie glücklich werde ich seyn, wenn seine herrliche Absicht an mir erreicht wird!

Stärke der Liebe, wird mich unterstützen, daß ich höhere Stärke des Duldens erlange; und auch deren bedarf ich.

Oft ist das Herz wohl stille in mir und harret zu seinem Gott, aber auch oft wieder unruhig und verzagt. Wenn es mich überfällt mit der ganzen Last meines Ungemachs, wenn ein empfindlicher Schmerz mir durch die Seele greift, wenn der Anblick meines leidenden Kindes mich erschüttert, wenn meine traurige Lage sich mir lebhaft darstellt: dann wehre ich nicht genug dem Ungestüm des Herzens, dann regt sich zuweilen etwas von Bitterkeit und Mißmuth, was ich nicht schnell genug unterdrücke. Ich verweile nicht selten mit einer Art von Wohlgefallen bey der Betrachtung meiner Schicksale, um mir selbst zu sagen ich sey doch sehr unglücklich, um mir ein Recht zu Beschwerden zu erwerben.

Das alles muß ich niederkämpfen, noch lange

nicht hinlänglich geläutert und geübt in der Geduld ist meine Seele. Ganz, ganz muß sie sich Gott unterwerfen, das Schmerzlichste muß sie ausstehen können ohne Murren, sie muß es so ausstehen können, als ob sie es selbst gewählt, im Glauben und aus Liebe gewählt hätte.

Zu solchen Uebungen gibt mir Gott Gelegenheit, die will ich treu benutzen. Dulde, dulde meine Seele, beuge dich schweigend vor deinem Gott, trage in Demuth willig dein Kreuz; duldend erwirbst du dir das Edelste der Tugend, den Sinn des Himmels, überwindest du das Letzte, was zu überwinden ist, und erringest die Palme des Sieges — in der Geduld erhebt sich dein Wesen zur überirdischen Verklärung: das will ich unablässig mir zurufen. Und fühle ich mich dann schwach, verlassen mich alle Kräfte, so wirst du Gott mich stärken und aufrichten; kann ich nicht mehr, so wirst du forthelfen. Dem zerrissenen Herzen wirst du die Thräne vergeben, die still

dem Auge entfließt. Zur süßen Erleichterung hast du das Weinen dem beladenen Gemüthe verliehen. Weinen ist ja nicht murren.

Dulden und warten, abwarten, getrost und schweigend erwarten, was noch kommen soll, das gehört zusammen.

So will ich denn nicht mehr mit ängstlichen Blicken in der Zukunft spähen, nicht mehr bekümmert und engherzig fragen; wie wird's werden? Wäre mir dies zu wissen nützlich, du hättest es mir kund gethan. Werde es wie es will, es wird immer gut seyn, und ich kann es überstehen, wie ich bisher überstanden habe. Du hast schon alles für mich eingerichtet — hier und dort. Darum sey dir alles anheim gestellt. Ja, ich hoffe auf dich, Gott, du bist meine Zuversicht. Keine Sorge soll weiter mein Herz beschweren, an deiner Hand leitest du dein Kind, und die

wirst du ihm nie entziehen; da geht es sicher, da hat es nichts zu fürchten.

Willst du das Ziel meiner Leiden noch weit hinausrücken, Vater, dein gnädiger Wille geschehe an mir und meinem Kinde! Laß es mich nicht vergessen, daß du es durch diese Schmerzen zum Engel bilden willst; es glänzt schon so viel an ihm von der Engelsnatur. Laß mich nie ermüden in der treuen Pflege; o, ich fühle es, das werde ich nie. Laß mich jede meiner Pflichten, auch die schwerste, gewissenhaft erfüllen, und es dankbar anerkennen, wo du mir Erquickung sendest.

Ich erfahre doch oft deine helfende und tröstende Nähe; du gewährst mir doch manches, was zuweilen einige Schimmer der Heiterkeit in die Seele bringt; du segnest meinen Fleiß, und lässest es mir gelingen; du verleihest und erhältst mir die nöthigen Kräfte, und das wirst du ferner thun; du führtest mir die bewährte Freundinn zu, die in allem Kummer mit mir aushielt,

und in deren treue Brust, das volle und schwere Herz sich so oft ausgoß.

Es wird gewiß einst besser, ist es nicht auf Erden, so ist es dort oben bey dir. Dort fliessen keine Thränen mehr. Sie sind doch flüchtig und kurz die irdischen Tage; bald, o, bald ist alles vorüber! wie ein Traum wird es dann mir seyn; überschwänglich, überschwänglich wirst du dann trösten. Hätte ich hier Freude, so würde es mir schwer von hinnen zu scheiden. Jetzt ist das meine Freude, daß ich dieses Land der Schmerzen verlassen werde.

Halte dich Herz, und warte bis dein Gott kommt. Ja dein Gott ist es, welcher kommt. Schaue unverwandt mein Auge hinauf zum Himmel, der sich über dir öffnet, seinen Frieden auf dich herab zu strömen.

12.

Julie.

Sechs schon vorbey — und noch in den Federn? das wäre? und so schläfrig? mit rechten Dingen geht es nicht zu. Sonst bin ich um fünf bey der Hand — ganz rührig in allen Gliedern. Und im Sommer, auf dem Lande = = =! Gestern auch nichts Besonderes gewesen, woher man das Recht hätte, länger zu schlafen! Wenn das Ueberhand nähme! Wie viel könnte schon besprochen, befohlen, eingerichtet, getrieben seyn!

Gibt's denn noch nichts für mich, wovon ich munter werde? Der Kopf ist mir heute ganz schwer; ich wäre wohl aufgelegt, ein wenig Grillen zu fangen. Grillen? die kämen mir gelegen. Ist man nicht genug geplagt in der Welt? — mit allem, vom Morgen bis zum späten Abend — hier was zu verbeißen, da was zu verschlucken,

dort was zu verreden — Aerger, Herzeleid — und nichts dazu sagen dürfen, ohne Ende! Wer hält das aus?

Hätte ich doch nur gleich etwas Lächerliches bey der Hand! Läßt sich denn gar nichts aus dem schweren Kopfe losschütteln? Lachen ist das Vernünftigste, womit man den Tag anfangen kann. Aber so früh fällt selten etwas vor.

Ich muß jetzt meine Morgengedanken halten.

Daß die auch noch dazu gehören! Mit den Gedanken habe ich ohnehin meine Noth. Die kommen mir Hals über Kopf — den ganzen Tag — krumm und gerade, schlank und korpulent, schwer und leicht, groß und klein, willkommen und unbequem, hin und her; bald flattern sie in der Luft, bald hüpfen sie mit beschnittenen Flügeln auf den Boden herum; da giebt es Gedanken im Reifrock, im feinen Neglige und im Nachtwämschen; die letzten sind mir die rechten!

Kuriose Gedanken habe ich oft nach Tisch auf

dem Sopha. Ein buntes, tolles Völkchen, das allerley Kapriolen macht.

Lange einerley denken geht nicht wohl; davon wird man ganz sauertöpfig, man könnte sich überstudiren und verwirrt werden in seinen Sinnen. Ich besorge, daß ich oft zu lange bey Einem stehen bleibe. Der Bruder meynt das nicht, und gab sich sonst zuweilen einige Mühe, meine Gedanken in Ordnung zu bringen; jetzt thut er es nicht mehr, weil es nichts hilft, wie er sagt. Nun, liebes Brüderchen, kann man denn denken wie man will? ich denke, wie es mir einfällt; es ist nicht immer etwas Besondres, aber es darf sich immer sehen lassen, und die Ordnung kommt hintennach — von selbst. So extra gescheut, solche Ueberflieger sind gewisse Leute eben auch nicht. Andere mögen wohl gelehrtere, höhere, geputztere Gedanken haben, daraus mache ich mir nicht viel; wer die klügsten hat, das ist noch die Frage. Die Gedanken der Frau von E. legen

Weiß und Roth auf, an den meinigen alles natürliche Farbe. Ich möchte wohl, daß einmal jemand alles aufschriebe, was ich einen Tag über denke: es würde sich zeigen ---. Nicht so vornehm, meine Damen, wir wollen auch mit.

Uebrigens sind Morgengedanken, wenn sie sich nur fügen, so übel nicht; vielleicht helfen sie mir heute auf die Beine.

Noch immer nichts zu lachen! Wenn ich nicht dabey sprechen kann gelingt es selten. Bin ich allein, so fallen mir oft die lächerlichsten Dinge ein, ohne daß ich darüber lache. Sprechen und Lachen — durch einander — zugleich — etwas anzetteln, wobey jeden Augenblick gelacht werden muß, Unfug treiben mit lautem Gelächter, das ist recht für mich.

Genug Lächerliches fiel gestern bey R — s vor, ich habe nicht gelacht, weil niemand mitlachte. Zum Glück war R. nicht da, sonst hätte ich es doch nicht lassen können; den darf ich nur an-

sehen, gleich platzt's heraus, daß ich mich nicht halten kann. Wie würde es heute über mich her gehen! Ich werde genug kritisiert, gescholten, gelästert über das Lachen; bittre Feinde habe ich mir schon damit gemacht; wie steht's zu ändern? Nehmet es mir doch nicht übel, ich bitte sehr. Alles will ich lassen, nur das Lachen nicht. Lachen ist das Leben, wenn man nicht mehr lacht ist man todt.

Morgen kommt N. heraus, da gehen wir durch, was bey R—s sich zugetragen; heute ist er bey S—s, wo es auch einige Kuriositäten geben wird, die prächtige X., die dicke H., die aufgeblasene O, die gezierte U., die bunte P., der süß-gemüthliche, vergehende A., der politische F, der duftende G., der wichtigthuende, geheimnißvolle T., der geglättete Q. mit dem schönen Haarsträußchen auf dem Kopfe, der lispelnde, zarte B, wenn er nicht etwa in Krämpfen liegt, berechtigen zu guten Erwartungen. Ein köstliches

Theestündchen morgen mit dem herrlichsten Gelächter!

Dafür habe ich mich gestern drey Stunden steif und lahm gesessen. Ich soll mich hübsch ausnehmen unter so ernsthaften Leuten, ganz gravitätisch — zum Todtlachen sagt N. Das weiß ich wohl, daß ich mir Mühe gebe, gesetzt und solide zu seyn, daß ich von Zeit zu Zeit verständig darein sehe und darein rede, mich in meinem Staate ausbreite, viel auf dem Stuhl hin und her rücke, daß es mir oft in den Füßen krimmelt und wie Quecksilber durch die Glieder geht, daß ich zuweilen Lust hätte, alles beym Kopfe zu fassen und herumzuziehen. Das wird aber auch alles seyn.

Nicht jedes Lachen ist nach meinem Sinne. Das Kichern schickt sich nur für die albernen Dinger von vierzehn Jahren. Manche Menschen können nur schmunzeln, manche nur mit dem Nasenläppchen, manche nur unter dem Felle

lachen, manche lachen nur in sich herein, aus manchen muß das Lachen in langsamen, schweren Zügen herausgepumpt werden, einige lachen im gellenden (e), andre im tiefen (a), andre, aber nur wenige, in (o), einige lachen, als wenn sie enrümirt wären, andre wie ein schnarrendes Uhrwerk. Alle die sind nicht die Meinigen; im hellen (a) gehört sich's zu lachen, und dann frisch weg und darüber hin — so ein schallendes, jubilirendes Lachen, immer über etwas Neues. Das Lachen aus allen Kräften, daß man sich halten muß und den Athem verliert, behagt mir auch nicht. Fliegendes Gelächter muß es seyn.

Aber es ist Zeit, daß ich einmal etwas anders denke.

Die Kuchenfrau ist schon ein Paar Morgen nicht hier gewesen. Ob die Gute etwa krank geworden? Das sollte mir leid thun. Ihre Kuchen waren etwas ganz Besonderes — außerordentlich

delicat. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie heute nicht ausbliebe.

Was die S. und die O. gestern einander zuzustecken hatten? Das war ein heimlich Thun — bedenkliche Gesichter! Es müssen wichtige Sachen gewesen seyn. Ich hätte wohl horchen mögen. Neugierig bin ich nicht, aber dies wüßte ich für mein Leben gern. Werde ich es noch erfahren? Von mir ist es gewiß nichts gewesen — was könnte man von mir sagen? — aber ich glaube von der T.

Der H. flattert jetzt auch irgendwo herum, wo er nicht aufzutreiben ist — immer neue Connexionen. Werden sie endlich einmal beichten, mein Herr, damit wir uns nicht genöthigt sehen, sie unter strengere Aufsicht zu nehmen?

Ich muß ein wenig im Garten herum laufen; ich versitze mich gewiß, wenn der Körper in Bewegung ist, hat die Seele auch Motion, woran es bey mir oft gebricht.

Das

Das Wetter scheint heute schlecht werden zu wollen. Wenn es uns nur nicht in die Partie nach Moabit regnet! Sind wir erst auf dem Wege, dann ist mir's einerley, ich frage nach dem Regen nichts, und lustig geht's fast immer dabey her — lustiger oft, als beym schönsten Wetter. Mein Wetter bringe ich mit, es ist immer gut. Jeder hat seine besondere Manier, wenn er naß wird, wie beym Essen und Trinken. Minchen sucht sich zu helfen, und stellt sich jeden Augenblick unter einen Baum, wo es aus den Wolken und von den Blättern regnet, schüttelt in einem fort das Wasser ab, und putzt wieder auf, wo etwas in Unordnung gerathen ist; Hannchen kriecht in einander, wie ein Würmchen; Pinchen fühlt ob die Crochets auch in Gefahr sind; Liddy schreit bey jedem dicken Tropfen; die einsylbige Karoline wird ganz redselig, die immer kälbernde Luise stumm und verdrießlich; Jettchen läßt die Ohren hangen; Friederike weiß

von nichts, führt ihre Rede fort und bemerkt zuweilen kalt, das Wetter könne besser seyn; Malchen geht, wo es am dichtesten herabfällt und sagt kein Wort; Agnes, meist still und in sich gekehrt, wird von Zeit zu Zeit sehr lebhaft; Anthonie neckt alles; Therese fragt, wer um ein wenig Regen so viel Spectakel machen werde; Natalie nimmt sich sorgfältig auf; ganz possierlich hängt's an Elisen herunter; Lorchen piept, wie ein Mäuschen; die dicke O. ist mürrisch; die schmächtige A. versichert, davon werde alles wachsen und gedeihen; die wackelnde P. knetet gelassen fort; die U. besprützt sich bis über die Ohren, und sieht dabey fleißig nach den Strümpfen; bey den andern ist Jammer und unendlicher Jubel.

Nun, heute seh' ich's kommen; die empfindsamen Spatziergänge, die mir so oft die Lust verderben, werden zu Wasser. Ich wette, die T. zieht das neue seidene Kleid und seidene Strümpfe und seidene Schuhe an — sie kann es

nicht lassen; das wird ein Fest werden! Aus der schönen Natur mache ich mir so besonders viel nicht, man hat sie alle Tage; fröhliche Spiele, wobey es zu jagen, zu railliren, zu prügeln, heimlich zu versetzen gibt, sind besser.

Werde ich auch zur rechten Zeit fertig seyn? O, ich bin immer fertig, jetzt gleich — außer, wo ich es seyn sollte; vor lauter Fertigseyn fehlt's da überall. Wenn man so viel zu denken und zu sorgen hat, als ich, ist das zu entschuldigen. Was ziehe ich denn an? Kommt Zeit kommt Rath.

Ich freue mich, daß ich Julchen heiße. Als ich noch klein war, nannten mich meine Schwestern oft Jule, wenn wir uns gezankt hatten. Beynahe schwarz habe ich mich darüber geärgert. Aber Schühle, Schülli; Juliane, Julie? Laßt uns einmal hören.

Schühle? unausstehlich! gemein dazu; eben so lieb wollte ich Ursul heißen. Schü= damit scheucht

man Sperlinge auf — ich eine Sperlingsscheuche? In Sachsen würde man aussprechen Schiele; auch nicht erbaulich.

Schülli? das klingt, als wenn man apportiren sollte.

Juliane? nicht übel, vornehm, poetisch. Doch nicht für's Leben. Das ane zieht so feyerlich hinterher, ist wie eine lange Schleppe am Kleide, alles hängt sich daran, im Hause kehrt man die Treppe damit, wenn man sich nicht aufnimmt; ich denke man hat in der Welt genug nachzuschleppen.

Julie? ganz hübsch, lieblich — inniges Gefühl und ein stilles, in tiefer Bewegung doch sanft verfließendes Gemüth (das sind lange und hohe Reden), andeutend, sagt R. — nur ein wenig ernsthaft. Ich muß mich einmal darauf im Spiegel besehen, ob ich wohl Julie heißen kann. Nein, ich bin noch nicht verständig genug.

Wenn ich dreyßig Jahr alt bin: dann nennet mich Julie, bis dahin aber Julchen. Lustig, Jubel, Julchen das ist all' nahe mit einander verwandt. Höre ich Julchen rufen, so wird mir, als müßte ich auflachen und in die Höhe springen.

Viele Leute glauben, ich könne nur lachen und lustig seyn. Die irren sehr, ich bin auch zuweilen ernsthaft, überaus ernsthaft. Still sitzen freylich hält schwer; aber im Stehen und Gehen habe ich manchen guten Gedanken und überlege viel, selbst im Sprechen, was man nicht vermuthen sollte. Ich lese auch in Büchern, und nehme es sehr zu Herzen. Es ist noch nicht lange her, daß ich einmal einen ganzen Tag ernsthaft gewesen bin. Wie war das doch? Ich kann mich nicht mehr recht darauf besinnen. Oft kömmt es nicht an mich.

Ein wenig ernsthaft das schickt sich, und ist auch nützlich, nur nicht zu viel — nur nicht zu

viel. Manche Leute sind ganz entsetzlich ernsthaft; so möchte ich nicht werden, ich werde sorgen, daß es nicht geschieht. Falten auf der Stirn? Die sollten mich kleiden.

Leichtfertig ist Julchen auch nicht. Zwar verplappere ich mich oft genug — wer kann denn jedes Wörtchen auf die Wage legen? — aber wo es seyn muß, weiß ich mich auch in Acht zu nehmen.

Mit dem Schweigen geht es mir schlecht; ein Geheimniß drückt mir das Herz ab, doch brauche ich es nur Einer zu sagen, und da suche ich immer die aus, die besser schweigen können als ich, und recommandiere ihnen die Sache.

Wenn man mich plauderhaft nennte, würde man mir Unrecht thun, ob ich gleich manchem Wörtchen den Hals breche. Wäre das denn so übel? Denken und Sprechen sind Geschwisterkinder; über dem Sprechen kommen mir die besten Gedanken. Mitunter kommen sie auch nicht;

ich habe oft zu den Wörtern schon angesetzt, und die Gedanken lassen mich im Stiche, da sitze ich armes Kind dann und muß mich auslachen lassen. Es gibt doch zu lachen, und ich lache mit.

Vor einem halben Jahre versuchte ich einmal, ob ich nicht so künstlich reden könnte, wie die D. Einige zierliche Redensarten aus Büchern hatte ich, vor dem Spiegel konnte ich auch schon das Mündchen sanft öffnen und leise spitzen, und die Silbertöne schienen mir zart zu klingen. Das wurden lustige Geschichten, als ich es zum ersten Male auf dem Thee probierte.

Etwas Schlechtes oder Unanständiges werdet Ihr Julchen nicht nachsagen können. Ich bedenke mehr, als man mir ansieht, und predige auch andern hinlänglich vor; aber hört man darnach?

Sonst mag ich wohl mancherley treiben, was ich füglich unterlassen könnte; Unruhe muß ich haben. Schadet's denn so besonders, daß ich hier

und da etwas umwerfe? — man kann es ja wieder aufheben, und ist es zerbrochen so wird Neues dafür angeschafft, soll denn alles ewig ganz bleiben? — oder daß jemand Seitenstöße bekömmt oder auf den Fuß getreten wird? kann er nicht schreyen? ich schreye oft, ohne daß mir jemand in die Seite stößt oder auf den Fuß tritt.

Zuweilen kann ich recht bewegt werden, ich habe schon viele, viele Thränen vergossen. Manches rührt mich sehr, besonders in Reden und Büchern. Traurig bin ich selten, ich habe auch keine Ursache dazu. Wenn ich mir Mühe gebe es zu seyn, sehe ich aus, als ob ich Medizin genommen hätte. Ich will mir keine Mühe mehr damit geben, mit der Zeit soll ich es wohl von selbst lernen.

Wie steht's übrigens mit dir Herzchen? noch alles richtig? o, im besten Stande. Hier hat's so leicht keine Noth. Wir können Sie zu etwas anderm brauchen, meine Herren als uns in Sie

zu verlieben. Seyen Sie nur ferner folgsam, willig, freundlich, murren Sie nicht gleich, wenn Ihnen ein wenig aufgeladen oder mitgespielt wird, lassen Sie es in Geduld über sich gehen; Sie haben manches ehrliche Mädchen gefoppt. Ob Ihre Tugend am Ende den Preis gewinnt wird sich ausweisen.

Sie Herr F. werden heute die Ehre haben meinen Shawl zu tragen, Sie sind etwas bequem, man muß Sie zuweilen bemühen und üben; ich hoffe, Sie thun es gern, — und verbleibe Ihre Dienerinn.

Nun an's Aufräumen! Da liegt's in der blauen Stube unter einander über einander. Der Vater würde tapfer schelten, wenn er es so fände. Ganz unbändig sind die Jungen. Nichts lassen sie auf den Beinen; alle Tage wird's ärger. Was das schon wieder für ein Spectakel ist! Wollt ihr still seyn da oben! Der Vater schläft ja noch. Mehr Respect — so ein Ansehn

müßte ich haben, da fehlts. Ich habe das wohl vorhergesehen, daß es so kommen würde. Der Karl ist mir schon beynahe über den Kopf gewachsen — Wilhelm auf gutem Wege. Wir werden's erleben.

Ja, aufräumen wollte ich. Möchte ich es nur ohne Poltern zu Stande bringen!

13.

Henriette.

Die Schatten und Träume der Nacht sind gewichen. Der Tag ist wieder aufgegangen über der Welt, zu scheinen dem mannichfachen Leben, das in ihr beginnt, sich entwickelt, strebt, ringt, leidet und endet — zu leuchten dem arbeitenden, dem kummerbeladenen wie dem glücklichen Menschen, allen Sorgen und Hoffnungen, allen Schmerzen und Freuden, allen fehlschlagenden und allen gelingenden Unternehmungen, allen Verlegenheiten und allen Begünstigungen, allen widrigen und angenehmen Begegnissen, allen guten und schlechten Thaten des vielgestaltigen Daseyns. Da steht und bewegt und erhebt sich wieder im Lichte, was die Dunkelheit verdeckt, zur Ruhe gebracht und nie-

dergebeugt hatte. Weg denn auch Schatten und Träume aus meinem Bewußtseyn! tritt auch du mein Geist in das helle Gebieth der Gedanken mit dem, was des Schlafes Dunkelheit verdeckt — richte dich auf in die Klarheit mit dem, was sie zur Ruhe gebracht und niedergebeugt hatte. Sammle dich zur ernsten Betrachtung.

Ein neuer Tag ist meinem Leben geschenkt; aus den Reichen des Todes ist er gleichsam heraufgekommen, und hat mich mit sich heraufgezogen aus den trüben Gegenden, in die ich schlummernd hinabgesunken war, in seine freundlich umschlingenden Arme, in sein fröhliches Gedränge, zu seinen reichen Enthüllungen und bedeutungsvollen Geschäften.

Ein neuer Tag meinem Leben — welch eine kostbare Gabe! was kann er mir werden, welche Genüsse und Erfahrungen, welche Erweiterungen der Gedanken und Gefühle, welchen Gewinn für

die höhere Bildung des Herzens mir zuführen! Seine Ereignisse hangen nur zu einem sehr geringen Theile von mir ab; aber von mir hängt es ab, ihnen würdig zu begegnen, sie weise zu behandeln und sorgfältig zu benutzen. Dadurch wird er mir auch dann eine kostbare Gabe seyn, wenn er wenig Erwünschtes, wenn er gar Widerwärtiges und Schmerzliches bringen sollte.

Viele, die an dem gestrigen Tage noch ihr Werk und ihre Freude hatten, haben den heutigen nicht mehr erblickt; ihr Auge hat sich den Tagen der Erde für immer geschlossen. Ich habe ihn erblickt; mir glänzt er in seiner Morgenpracht zu meinem Werk und meiner Freude, Auge und Herz sind noch allen seinen Eindrücken geöffnet. Ich muß darauf bedacht seyn, daß er nicht den verlornen sich zugeselle, die, ach! die Reue so gern zurückriefe — und nicht kann.

Meine erste Sorge sey, daß ich nicht aus der Uebereinstimmung mit mir selbst weiche.

Maß, Ordnung, Wohlverhältniß erblicke ich, wohin ich mich wende; und überall ergeht an mich die Aufforderung, Maß, Ordnung, Wohlverhältniß in meinem Leben zu erhalten. Was ich seyn, was ich bleiben soll, das lehrt mich in tausend Bildern die Natur, die mich umgibt, das lehren mich die Gestalten, die hier im Lichte des Morgens prangen.

Allen Dingen ist das Gesetz ihres Wesens ins Herz geschrieben; wo sie an dieses Gesetz sich halten, da ist Schönheit, Friede, Glückseligkeit, während nichts, ohne in Zerrüttung, Krankheit und Elend zu gerathen, ohne mißfällige Eindrücke hervorzubringen, und außer sich Verwirrung anzurichten, dasselbe verlassen kann.

Eine Regel des Denkens, des Wünschens, des Strebens und Handelns ist auch mir in das Herz geschrieben; ich besitze das Vermögen, mich

ihr zu unterwerfen, und dadurch mein Leben mit Wahrheit und Schönheit zu schmücken, ihm Frieden und Glückseligkeit zu sichern. Sind ihre Entscheidungen nicht immer von selbst klar und mir gegenwärtig: so bin ich doch im Stande, sie mir deutlich zu machen, ihre Anwendung in ungewissen Fällen auszumitteln, und sie in meinem Bewußtseyn lebhaft hervor zu rufen. Ich fühle, daß ich diese Regel nicht verletzen darf. Es ist dieselbe, die durch die ganze Natur geht; und mit demselben Ernste, womit sie dort sich Geltung verschafft, kündigt sie sich in meinem Leben an, als eine heilige, als die Stifterinn der Einrichtung, welche allein meinem Wesen sich eignet, und ewig gelten soll. Jede Uebertretung bestraft sich durch Verwirrung in meinem Bewußtseyn, durch Verlegenheit, Unruhe, Schmerz im Gewissen, durch Entfernung von dem Hoch-Erhabenen, dem ich immer nahe seyn möchte. Keine Abweichung von Recht und Wahr-

heit, wie unbedeutend sie auch scheine, bleibt ohne Wirkung auf meinen Zustand, auf die Menschen, auf die Gegenstände die mich umgeben, auf die Verhältnisse in denen ich mich befinde, auf Nahes und Fernes, wenn ich dessen auch zur Zeit noch nicht inne würde.

Oft und schmerzlich habe ich das schon erfahren. Was haben mich nicht Unbesonnenheiten eines Augenblickes, Handlungen, für die mir der Nahme Thorheit schon zu hart däuchte, gekostet — welche Thränen, welche Kämpfe, welche vergebliche Anstrengungen, das wieder gut zu machen, was schlimm geworden war! Die Wirkungen unsrer Thaten verbreiten sich so schnell nach allen Seiten hin, daß ein großer Theil derselben aus unsern Augen verschwunden ist, ehe wir uns besinnen, und auf die übrigen ist uns nur ein sehr beschränkter Einfluß gestattet. Ein ganzer Tag im Leichtsinne verlebt, was würde er in mir, außer mir, über mir zusammenhäufen!

Bey der großen Empfänglichkeit des Herzens für Eindrücke jeder Art, bey den gefährlichen Neigungen, die fast immer wach sind, oder doch nur leise schlummern, daß das geringste Geräusch sie aufstört, bey den zahlreichen und mannichfaltigen Dingen, die sich mit denselben in Verbindung zu setzen wissen, kann es nie an Reitzungen, an mächtigen, meist unbemerkt ihre Gewalt übenden, Reitzungen zum Unrecht fehlen. Die Umstände führen es herbey, im eignen Gemüthe entwickelt es sich, was uns verblendet, bethört, verleitet und hinreißt. Das unschuldige Verlangen sogar kann uns nachtheilig werden. Von allem, was ich gethan und verursacht habe, selbst von meinem Denken und Wollen soll ich einst Rechenschaft ablegen; die Anklage des Gewissens zeugt von einem Richter dort oben. Könnte irgend eine Handlung in dieser Welt ohne Folgen bleiben, so würde sie doch in jener mit über mein Schicksal entscheiden. Wahrlich es ist

wichtig, daß ich über mich wache, daß ich mich nie gedankenlos dem Zuge des Herzens oder dem Drange der Umstände überlasse, sondern auch das Geringfügige sorgfältig überlege, daß ich jede Bewegung meines Innern beherrsche, daß ich das Gesetz eines würdigen und schönen Lebens mir gegenwärtig erhalte, und allem ausweiche, was mich mit demselben in Widerspruch bringen könnte, so weit ich dieses vermag.

Das sey mir denn auch heute eine ernste Angelegenheit. Vorsicht begleite meine Schritte, prüfe das Wort, ehe es ausgesprochen, wäge die That ehe sie vollbracht wird. Jedes geschehe zur rechten Zeit, auf die rechte Weise, in dem rechten Maße und Verhältnisse; jedes unterwerfe sich seiner eigenthümlichen Regel und beharre in ihren Umgränzungen. So bleibe die Schuld und ihre Beschämung fern von meinem Herzen.

Zwar gefehlt wird immer, auch bei der größten Behutsamkeit und dem heiligsten Ernste;

doch ist ein Unterschied zwischen Fehlen und Verschulden. Die Fehler der Schwachheit bedeckt die Liebe, während die Schuld uns verhindert, diese Liebe zu fühlen, und unser Herz dieser Liebe entwendet. Unser Bestreben aber muß es seyn, daß immer weniger gefehlt werde.

Unglückseliger Tag, der mich von mir selbst trennte, und mich aus der erhabenen Befreundung risse, in der ich mich so glücklich fühle, der, gemißbraucht und geschändet, einst trauernd aus der Vergangenheit herüber blickte! Möge nie ein solcher in meinem Leben erscheinen!

Jeder Tag meines Lebens hat sein aufgegebenes Werk, das ihm unverkennbar bezeichnet ist, jeder Tag seine Pflichten, von deren unverdrossen=pünktlicher Erfüllung — seine Gelegenheiten Gutes zu stiften, von deren gewissenhafter Benutzung mehr abhängt, als ich übersehen und berechnen kann. Verloren ist der Tag, an dem

ich versäume, was mir obliegt, an dem ich nichts mit reinem Sinne hervorbringe, wovon andere Nutzen und Freude haben.

Zwischen einem verlornen und einem gemißbrauchten Tage — wahrlich kein großer Unterschied! Kann ich etwas unterlassen, das ich soll, ohne statt dessen etwas anders zu thun, das ich nicht soll, das mich mit mir selbst überwirft, das mich vor Gott mißfällig und strafbar macht? Ein verlorner Tag: trauriger Gedanke! Ein Tag, mir von der Huld der Himmels zu ehrenden und belohnenden Verrichtungen verliehen, an dem so viel Schönes hätte werden, sich entwickeln, zur Reife gelangen, seine Lust und seinen Segen weit umher verbreiten können — ein solcher Tag verloren, unwiederbringlich verloren! Besser, er wäre nie gewesen. Aber auch verlorne Stunden, wären sie gleich nicht in jeder Hinsicht, wären sie nur für die Sache, der sie gehörten verloren, verwahrloste, aufgeschobene

Geschäfte, übersehene Bedürfnisse, denen abzuhelfen war, welche verdrießliche Stimmungen, welche Verlegenheiten, Unordnungen und Verderbnisse ziehen sie nach sich! die ungenutzte Gelegenheit, die nicht wiederkehrt, die so wenigstens nicht wiederkehrt, welche Schmerzen der Reue weckt sie in der Brust!

Heilig sey mir jede Stunde, heilig jedes Geschäft, welches die Stunde mir anweist. Frühe hat die Vorsehung mich zu sehr wichtigen Verrichtungen gerufen. Die Besorgung des Hauswesens, die Pflege meiner jüngern Geschwister, ein Theil ihrer Erziehung ist mir anvertraut. Wie viel kann ich hier wirken! wie viel kann aber auch hier durch mich versäumt, verdorben, unheilbar zerrüttet werden! wenn ich hier meine Bequemlichkeit, meine Neigung dem was ich soll vorzöge! Wie nöthig ist es, daß ich mich mit aller Strenge an meine Pflicht halte,

und ihr Neigung und Bequemlichkeit ganz unterordne.

Zu manchem, was sie gebiethet treibt freylich das einverstandene Herz; nicht weniges aber auch wird mir in hohem Grade lästig. Das Herz findet nichts darin, es widerstrebt sogar. Einförmige, geistlose, mit mannichfaltigen Verdrießlichkeiten verbundene Geschäfte sind es, Geschäfte, die längeres Verweilen, große Anstrengungen und eine gewisse Selbstentäußerung verlangen, die mich in einen niedern Kreis ziehen, die mir zu ungelegnen Zeit kommen, die eine angenehme Stimmung unterbrechen, die mich von geliebten Arbeiten abfordern. Da kostet es Ueberwindung; und diese übe ich oft nicht, und wo ich sie übe bleibt gewöhnlich eine Unlust zurück, die mich die Sache mit getheiltem Sinne, mit zerstreuten Gedanken, halb von ihr abgewendet und Fremden ergeben verrichten läßt, daß wenig Genügendes und Erfreuliches zu

Stande gebracht wird, und ich, bey aller aufgewenderen Mühe, nur mit peinlichen Gefühlen an das, was geschehen ist, denken kann. Ob ich gleich das Vergnügen nicht leidenschaftlich liebe: so lasse ich mich doch zuweilen ungern in demselben stören, und folge nicht selten der süßen Lockung, wo die Pflicht noch Ansprüche an mich hat. Und war es nicht etwas Aehnliches, wenn der Wunsch, eine unterhaltende Lectüre länger fortzusetzen die nöthige Besorgung zurückwies?

So darf das nicht bleiben. Meine Pflicht muß mir theurer werden; ein tieferes Gefühl ihrer Wichtigkeit muß ich mir verschaffen; durch Erhebung zu Gott muß ich mich zur gewissenhaften Erfüllung derselben stärken; durch Vergegenwärtigung ihrer Belohnungen, die mir doch auch nicht fremd geblieben sind, muß ich mich erwärmen; gegen die Lebhaftigkeit augenblicklicher Empfindungen muß ich mehr auf meiner Huth seyn.

Aber auch bey dem eifrigsten Willen und bey der größten Geneigtheit, wie oft wird aus Uebereilung und Kurzsichtigkeit gefehlt! Sende mir, Gott, dein Licht und deine Weisheit von oben, lenke du meine Gedanken auf das Rechte hin, daß ich es sicher erkenne und ausübe. Mir selbst überlassen, bin ich zu schwach, alles einzusehen und zu unterscheiden, worauf es bey meinen Handlungen ankommt, immer das Beste zu wählen, und das Nachtheilige zu vermeiden. Du wirst mich nicht verlassen, nein, du wirst mich belehren, erinnern, warnen und mich zurecht weisen, wenn ich, unachtsam auf deine Winke, mich verirren sollte.

Nicht genug, daß ich in meinem nächsten Kreise das leiste, was man von mir fordern kann; meine Bestimmung verlangt mehr, auch außer diesem Kreise soll mein Daseyn nützlich werden; durch Rath, Trost und Förderung des Guten, so weit meine Kräfte reichen. Ich soll Unbe-

quemlichkeiten abhelfen, Lasten erleichtern, Sorgen wegnehmen, unangenehme Empfindungen verscheuchen, Licht und Freude um mich her verbreiten. Und auch hier finde ich wenig Ursache, mit mir zufrieden zu seyn. Häufig wird die sich darbiethende Gelegenheit von mir nicht bemerkt, und nicht selten zögert verdrossen der Wille, wo ich wohl weiß, was zu thun wäre. Welch ein schöner, preiswürdiger Tag, an dem alles auf das Beste vollbracht würde, was mir für denselben aufgegeben ist! wie hell müßte er durch mein Leben strahlen! Welch ein froher, seliger Abend, an dem ich mir sagen dürfte: heute habe ich den Menschen, der Welt ganz gelebt, jeder, der mir nahe kam, hat auf eine angenehme Weise erfahren, daß ich lebte, nicht Eins ist versäumt oder übersehen, jede Pflicht erfüllt! Welch erquickendes Vorgefühl von einem noch seligeren, alles stillenden, alles in himmli-

sche Ruhe wiegenden Abend des irdischen Daseyns würde er mir gewähren!

Zu einer weisen und edeln Anwendung meiner Tage muß ich mir immer größere Tüchtigkeit erwerben, dadurch daß ich meine Einsichten vermehre und berichtige, mich um vertraute Bekanntschaft mit den Dingen, die ich zu behandeln habe, und besonders mit dem Schönen, Guten und Nützlichen jeder Art bemühe, jedes bessere Gefühl bewahre und bilde, jede fromme Stimmung des Gemüthes unterhalte, nähre und verstärke, was sich zu mächtig in meiner Seele hervordrängt mäßige, dem, was zu schwach sich äußert belebend aufhelfe, meine Neigungen reinige und mit der Regel in der Brust in Uebereinstimmung bringe; damit ich immer mehr dürfe, wie das Herz will, und immer weniger nöthig habe, mich der Pflicht als einem Zwange zu unterwerfen, damit das herrliche Bild, das

meiner Seele vorschwebt, immer mehr in meinem Leben verklärend sich darstelle.

Nicht bloß für meine Brauchbarkeit auf Erden habe ich diese Angelegenheit; ich habe sie für das Unvergängliche in mir, ich habe sie für eine zukünftige, ewige Welt, für eine Welt, die mich jetzt schon mit unsichtbaren Banden umfängt, und oft in wunderbaren Regungen meiner Brust an ihr unsichtbares Herz zieht, die mich immer mehr und fester an sich ziehen, und völlig für sich gewinnen will. Dieser Welt gehört mein Leben mit allem, was es hat und vermag, denn sie bewahrt ihm sein Höchstes und Bestes. Zu ihr hinauf schaut das Auge, strebet das Herz, und weisen des Herzens seligste Gefühle, von ihr zeugt jedes edle Verlangen der Brust. Auf sie beziehen sich alle Geschäfte, Leiden und Genüsse des Erdenlebens. Nur das ist für wahren Gewinn zu achten, was ich mir unter denselben für jene Welt zu eigen mache. Alles andere vergehet.

Heiligung des Herzens und Lebens bleibt meine vornehmste Sorge, darin soll jeder Tag mich weiter bringen, dazu biethet jeder Tag in seinen Eindrücken, Erfahrungen und Schicksalen mir zahlreiche Hülfsmittel an. Wohl mir, wenn ich sie sorgfältig benutze! Wie viel ist hier noch zu thun! welche Flecken sind zu vertilgen, welche Unebenheiten zu gleichen, welche Tugenden in den stillen, leichten Gang glücklicher Gewohnheit zu leiten! Wie weit bin ich noch entfernt von der Himmelsgestalt, in der mein Leben strahlen soll, in der es seines Ursprunges und seiner Bestimmung würdig ist! Wenige Tage nur sind mir hier vergönnt — und diese wenigen so kurz; bald wird alles, alles vorüber seyn; es eilt mit uns unaufhaltsam dem Ziele zu. Von einem Gute, das bald aufgezehrt ist verschwenden wir, wenn wir Augenblicke verlieren.

Wahrlich das Leben meynt und nimmt es ernst, sehr ernst mit uns; Leichtsinn wäre es, das zu verkennen. Die Verhältnisse worein es gewiesen worden, die Erscheinungen, unter denen es sich fortbewegt, die Wechsel, denen es unterworfen ist, die Erfahrungen, die es uns zuführt, die Warnungen, die es im Munde hat, die Forderungen, die es an uns ergehen läßt — alles trägt den Charakter des Ernstes an sich, und weckt zu ernsthaften Erwägungen. Jedem Eindrucke, den es empfängt, und jedem Verlangen, das sich in ihm äußert, gesellt der Ernst sich zu. Allen seinen Gestalten, selbst den lieblichsten und lachendsten, sind Züge, unverkennbare Züge des Ernstes aufgeprägt; und gibt es nicht Trauergestalten, die der Ernst immerfort umschwebt? wer vermöchte es, den Ernst zu trennen von seinen zahlreichen und bittern Schmerzen! wer ihn zu entfernen von dem Gedanken an des Lebens schnelle Flucht!

Im Gewande des Ernstes steht die Vergangenheit, auch die fröhliche, in der Erinnerung wieder auf; in das Dunkel des Ernstes gehüllt tritt die Zukunft vor unsre forschenden Blicke. Es ist nicht möglich, sich der wahren Beschaffenheit des Lebens, sich dessen, was wir sind, was wir waren, was unser wartet, bewußt zu werden, ohne daß Ernst des Denkens und Empfindens sich unser bemächtige.

Je höher das Leben im Werthe steigt; je mehr es in Gesinnungen und Thaten sich adelt; desto mehr hebt es sich in stillen, feyerlichen Ernst hinauf.

Eine ernsthafte Stimmung geziemt mir. Sie setzt mich in den Stand, mir die reichen Gaben des Lebens zuzueignen, dieses Leben weise zu führen, und würdig zu beschließen. Sie muß ich mir bewahren unter den vielfachen Versuchungen, aus mir selbst herauszutreten, und mein Daseyn zu verstreuen unter die Spiele und Träume

jugendlicher Thorheit und eines eiteln Weltsinnes, in ihr muß ich mir gegenwärtig erhalten, was das Leben mit mir will, und wie ich seine Aufgabe zu lösen habe.

Natur und Erziehung haben eine Empfindungsweise in mir angelegt, die mir hierbey trefflich zu Statten kommt, die mir fast zum Bedürfniß macht, was andern so schwer fällt. Desto weniger darf ich auf der andern Seite vergessen, daß der Ernst in finstres, mürrisches, verdrießliches Wesen, in herbe Strenge, in Unduldsamkeit, ja in Härte gegen uns selbst und gegen andre ausarten kann, daß er dann das Herz dem Schönen im Leben verschließt, jede zarte Empfindung tödtet, jede Liebenswürdigkeit der weiblichen Natur zerstört, und selbst in dem moralischen Charakter traurige Zerrüttungen hervorbringt.

Nie weiche von meinem Ernste die Milde — nie das Heitre, Freundliche, Entgegenkommende,

Hingegebene der Liebe. Nie werde dieser Ernst jemand lästig oder drückend; nie verscheuche er die schuldlose Freude, oder schüchtre mit finstern Blicken sie ein; nie taste er hart an, was leise berührt seyn will. Sanft und gefällig neige er sich allem entgegen, was menschlich ist und menschliches Gefühl in Anspruch nimmt; in frohem Anschauen verweile er, wo die Blumen des Lebens blühen: gern geselle er sich den Fröhlichen zu, wie den Traurigen, und bewahre im treuen Gemüthe jedes holde Bild, jede süße Erinnerung, jeden schönen Gedanken, und erzeuge, von Freude und Liebe genährt, aus allem, auch aus dem Schmerze, höhere Freude und höhere Liebe.

Ernst und Freude und Liebe ziehen Hand in Hand durch die Welt, und ihrer Pflege entsprießt, was den Verstand belehrt, das Auge ergötzt, das Herz tröstet und erhebt. Vereint haben sie den jungen Tag heraufgeleitet, und ihm jedes seine besondere Gabe beschert. Das Sinnige des

Ern-

Ernstes, das Holde der Freude, das Tiefe und Sanfte der Liebe finde ich in allen Gestalten, die das Licht beleuchtet. Mögen sie auch Hand in Hand durch mein Leben ziehen, und ihre freundliche Pflege allem angedeihen lassen, was demselben einigen Werth geben kann, und es segnen jedes mit seiner Gabe.

14.

Mariane.

Auf meinen våterlichen Freund im Himmel seyen zuerst meine Gedanken gerichtet. In seinen Armen, an seinem Herzen lag ich, als der Schlummer mich umfing; treu hat seine Sorge für mich gewacht, die Gefahr von mir abgewendet und mein Leben behütet, als ich selbst nichts konnte, nichts von mir wußte. Während mancher sich unruhig-bange oder schmerzensvoll auf seinem Lager wälzte, und den Schlaf, das mächtige Bedürfniß der leidenden, erschöpften Natur, nicht fand, bin ich sanft erquickt worden, eingewiegt, wie in die Stille eines ewigen Friedens. Das war sein Geschenk. In seinen Frieden hat er mich aufgenommen, in seinen Armen, an seinem Herzen hat er das Kind gehalten, als das Auge sich geschlossen hatte. In seinen Armen,

an seinem Herzen auch wird er sein Kind halten, wenn einst zum letzten Mahle das Auge sich schließt.

Er ließ mich den Tag wiedersehen, und weckte mich aus den Träumen zum neuen hellen Lebensbewußtseyn, zum neuen Anschauen aller Schönheit der verjüngten Welt, zum neuen Wirken in meinem lieben Kreise, zur neuen Vertraulichkeit mit all' den befreundeten Gegenständen, mit all' den guten, theuren Menschen.

Durch ihn allein athme, empfinde, denke ich. Sein Einfluß verläßt mich keinen Augenblick, und keinen Augenblick könnte ich bestehen, wenn mich sein Einfluß verließe.

Nichts vermochte ich noch um mich her wahrzunehmen; da erfuhr ich ihn schon in mir und an mir, in der ersten Regung, in dem ersten Schlage des Herzens fühlte ich sein Leben und seine Liebe. Es trat ins Licht um mich her, die verwirrten Bilder sonderten sich zu deutlichen

Vorstellungen; da war er es wieder, der sich mir kund that in dieser Morgenfrische, in dieser Morgenpracht, in dem Glanze seines Himmels, in dem Farbenschmucke seiner Erde — er, der nirgends fern ist, auch dem unbedeutendsten seiner Geschöpfe, auch dem kleinsten Stäubchen nicht fern ist, der allenthalben wandelt und bildet, dessen Odem allenthalben weht und haucht in stärkenden, würzigen Düften, in geistigen Kräften des Lebens, und die Herzen erfüllet mit Muth und mit Freude.

Gott, wie bist du mir nahe! Du Unermeßlicher, wie nahe bist du mir! Ich begreife dich nicht, aber ich besitze dich, wie ich sonst nichts besitze, so eigen, so ganz, so im Tiefsten meines Wesens, ich nenne dich mein, wie ich nichts mein nennen kann.

Was ist das Mein auf Erden? Ein banger Seufzer des Herzens. Du allein bist mein —

mein in Ewigkeit. Was am festesten an mir hält ist nicht mein, dein ist es, du schenkst es, du bewahrst es, du nimmst es, dann trauert das Herz; aber mein ruft es freudig im Herzen, wenn das Auge aufblickt und dich findet, du Reicher, Allgenugsamer, Unwandelbarer! Verlöre ich alles, dich kann ich nicht verlieren.

Das Bekannteste und Einverstandenste ist mir fremd in Vergleichung mit dir, du geliebter, großer Unbekannter, du unendlich Erhabener! Wie kennt und versteht dich das Herz, du vom Verstande nie Erforschter, du dem Verstande nie Erforschbarer! Wie verschwindet der Abstand zwischen dir und mir deinem wunderbaren Wirken in der Welt, deinen Offenbarungen in meinem Leben, deinen Mittheilungen an mein Gemüth! wie verschwindet er deiner umfangenden, nährenden, segnenden, sich einsenkenden Liebe! Deine Ferne und deine Nähe sind das tiefe

aber selige Geheimniß der Welt und des Menschen.

Leben, Wohlthat, Freude ist dein Naheseyn. Auch dem Schmerze bist du nahe, und der Schmerz wird Freude, weil du ihm nahe bist. Nicht anders als freudig kann deine Nähe von denen empfunden werden, die sie sonst zu empfinden vermögen. In der nächtlichsten Dunkelheit gehet dem ein strahlendes Licht auf, der dich wahrnimmt. Du selbst bist das Licht und die Freude, darum muß allenthalben, von dir ausströmend, Licht und Freude sich verbreiten. In tausend milden Gaben, in tausend Erquickungen und Genüssen, schaffend, erhaltend, pflegend, verklärend, enthüllt sich deine Nähe. Keine Sprache redet aus, und kein Herz faßt alle Erweisungen deines Naheseyns, in Schönheit und Wahrheit, in Pracht und Größe, in Güte und Glückseligkeitsgefühl.

Dich muß ich lieben — lieben über alles. Es ist das Einzige, was ich kann, wo deine Nähe mein Herz ergriffen hat, wo du sanft zu mir sprichst, und wo du in deiner Herrlichkeit schweigend an mir vorüber gehst. In Liebe zerfließen die mit einander ringenden Rührungen, und dem Herzen wird nur in dieser Liebe ganz wohl.

Was wäre ich, wenn ich dich nicht lieben dürfte, nicht lieben könnte! welche Liebe bliebe mir, wenn ich aufhörte dich zu lieben! Kalt würde alles vor dem Herzen umkehren, kalt würde das Herz sich von allem abwenden, wenn nicht die Liebe zu dir Bündnisse stiftete zwischen dem Herzen und dem, was sich dem Herzen weihen, welchem das Herz sich ergeben soll. In dir allein vermag ich wahrhaft zu lieben, und dich hinwiederum liebe ich in der Welt und den Menschen. Das Bekannte wird mir fremd, indem ich es von dir trenne. Das Fremde tritt dicht

an mich heran, und schmiegt sich endlich um mein Herz, indem ich deines Wesens Wiederschein darin erkenne. Etwas meiner Natur Entgegenstrebendes treffe ich selbst in dem an, das ich für mich geschaffen wähne, mit dem Schmerze der Vergänglichkeit verwundet mein Herz alles, was ich lieben möchte — denn wird es mir nicht alles zerfallen und vergehen? — so lange mir die Liebe zu dir, dem Unvergänglichen, fehlt, der alles erhalten kann, der die irdische Liebe mit der himmlischen nährt, und zur himmlischen hinaufläutert, der bessern Liebe ewige Dauer verleiht, und ihr himmlisch zuführt, was ihr in den Fluthen der Zeit irdisch untergegangen war.

Stand ich zuweilen arm und einsam in der Welt, suchend und klagend, dann war die höchste Liebe in mir erkaltet, daß ich auch nichts anders lieben konnte.

Und könnte ich auch etwas lieben ohne dich

mit mehr als flüchtiger Neigung und eitler Lust, mit mehr als spielendem Verlangen und Verweilen; doch würde jedes andre mich an dich weisen, mich zu dir hinziehen, doch würde was mein Inwendiges bewegt sich in Liebe zu dir verklären, denn von dir käme ja doch was ich darin liebte.

Was ich nur von dir weiß und erfahre, das drängt mich dich zu lieben, das füllt in bessern Stunden mit Liebe mein Herz.

Seliges Herz; das du fähig bist, ihn zu lieben! Wie wird dir, wenn diese Liebe in dich einzieht, und sich deiner bemächtigt! wie schwindet da alles Kleine, Trübe, Aengstliche, Beschwerte! In milder Ruhe kommt es, stillend, erweiternd, erhebend, bereichernd mit allen Schätzen der Welt und des Himmels über dich. Ja, alles, was Welt und Himmel Schönes, Herrliches, Freudiges in sich schließen wird dein, und seine Liebe durchdringt dich, bald in süßen,

bald in erhabenen Schauern. In dem Maße wirst du ihrer inne, als du selbst liebst, als du ihn liebst. Da heilen deine Wunden, da löset dein Trauer sich in Frieden.

Ich liebe ihn noch nicht, wie ich ihn lieben sollte. Aus allen Kräften, mit allen Empfindungen, mit meinem ganzen Daseyn sollte ich ihn lieben, in seine Liebe sollte ich mich versenken, in ihr und durch sie allein ein Bewußtseyn von mir selbst haben. Daß ich das vermöchte! Ja, ich vermag es, aber immer mehr muß ich mein Herz dahin gewöhnen, ungetheilt mich ihm hingebend.

Es wirkt noch vieles auf mich, was mich hin und her zieht zwischen ihm und der Welt; sinnliche Eindrücke üben noch eine Gewalt über mich, die das Geistige häufig besiegt; es ist noch manches in mir, womit ich nicht sein eigen werden kann; ich halte noch an Dingen fest, die mich von ihm scheiden, die mich nicht selten sogar

verhindern, ihn wahrzunehmen, an ihn zu denken; die irdische Lust entwendet ihm mein Herz; die anklagende Sünde drängt aus dem Herzen die freudige Zuversicht.

Gott, du forderst, du suchest dieses Herz, du willst es ganz für dich gewinnen, durch Erfahrungen, die du sendest, durch Gedanken, die du in mir bildest, durch Empfindungen, die du weckst, durch Umgebungen und Verhältnisse, in die du mich führst. Alles, was sich mit mir zuträgt ist Wink der väterlichen Hand, Ton der holden, väterlichen Stimme. Aber ich übersah, überhörte so oft, ich bedachte nicht weiter, was ich sah und hörte, ich schlug mir manches aus dem Sinne, weil ich es verkannte, weil ich dich, weil ich mich selbst verkannte, ich eilte schnell hinweg, wo es nöthig war zu verweilen. Möchte ich doch künftig immer aufmerksam seyn auf das was von dir kommt, und jede schöne Rührung treu bewahren, und ihrer sorgsam pflegen! möchte

ich doch nichts zu theuer achten, um es dir willig aufzuopfern! möchte ich doch ernstlich alles von mir abwehren, was die Seele verdüstert, und dein Bild in ihr entstellt, alles, wie unschuldig es an sich sey, was deinen Ansprüchen an mein Herz in den Weg tritt, was bethörend dieses Herz von dir, seinem höchsten Gute, entfernt!

Je ähnlicher ich dir werde, desto mehr werde ich dich lieben können.

Deine Gedanken, Gott, seyen stäts in mir, herrschend, leitend, bildend meine Empfindungen, meine Wünsche, meinen Willen, damit sich in ihnen meine Seele dir immer inniger vereinige, damit sie jedes Eitle und Thörichte, worauf meine Gedanken so oft gerichtet sind, verdrängen, und mein Wesen, durch sie geheiligt, sich mit dir in völliger Uebereinstimmung fühle, und deine Nähe immer freudiger erfahre.

Erhabener Vorzug, daß du deine Gedanken mir mittheilen willst, daß ich fähig bin sie aufzunehmen, daß du meiner Natur schon ursprünglich Göttliches vermählt, und sie dadurch mit dir in Verbindung gesetzt hast!

Zwar nicht alle deine Gedanken können in diesem Erdenleben schon ganz die meinigen werden, nicht die, welche du in deiner Weltregierung darstellst, zu tief sind sie gegründet, zu hoch erheben sie sich, zu viel umfassen sie, als daß mein schwacher Geist, mein am Sinnlichen klebendes Herz sie zu erreichen vermöchte. Aber ich kann diese Gedanken verehren, ich kann ihnen meine davon abweichenden Vorstellungen unterwerfen, ich kann, wenn die Erfahrung sie mir enthüllt, meine Irrthümer nach ihnen berichtigen, ich kann, wo du in der Welt sie ausführest, ihrem Gange nachforschen, nach ihrem Ziele aus der Ferne ahnend herüber blicken, ich kann meinen Sinn schärfen für dein Wirken und Walten,

ich kann Irdisches und Göttliches besser unterscheiden lernen, ich kann mein Gemüth dem Schimmern des Lichtes öffnen, die doch zuweilen durch die Dunkelheit fallen, ich kann in meinem Gemüthe aufbewahren, was mir von deinen Gedanken deutlich geworden ist, ich kann mich gewöhnen, mit meinen Entscheidungen zu warten, bis du mich deiner Offenbarungen würdigst. O, daß ich dazu immer geneigt wäre!

Doch viele deiner Gedanken kann ich schon jetzt ganz zu den meinigen machen, sie nachbildend nicht bloß in meinem Verstande, sondern auch in meinem Herzen und meinem Leben. Ich kenne sie, ich weiß wohin sie deuten, wofür sie mich in Anspruch nehmen. In der Welt erblicke ich ihre Spuren, in meinen Sinn hast du ihre Grundzüge gegraben, mein menschliches Wesen besteht durch sie, und du selbst sendest sie fortdauernd in mein Gemüth, daß ich nur auf sie merken, mich mit ihnen beschäftigen, und ver-

tilgen darf, was sie verdunkeln oder verwirren könnte, die Lust der Sinne, den Wahn der Erde.

Es sind die Gedanken der Wahrheit, der Schönheit, der Größe, der sittlichen Reinheit und der Liebe, die mit so sanfter Gewalt mein Herz an sich ziehen, so wohlthuend den Neigungen des Herzens sich anfügen.

Wären sie mir immer gegenwärtig — lebhaft, deutlich gegenwärtig: wie viel mehr würde ich dann auch von den unergründlichen verstehen, wie viel besser in deinen Geschicken deinen Sinn treffen!

Wenn ich dich immer vor Augen habe, wenn die Erinnerung an dich sich den schönsten Regungen des Herzens am genauesten zugesellt, wenn ich mein Gemüth oft zu dir schicke in Bewunderung, Anbetung und Dank, wenn ich mein Inneres vor sittlicher Befleckung bewahre, wenn ich die guten Triebe desselben mit Sorgfalt

pflege: dann werden deine Gedanken immer in mir seyn.

Deine Gedanken weisen mir deine Wege, jenen folgend kann ich mich nicht verirren. Du selbst lehrst mich thun, was dir wohlgefällt, und bewegst das Gemüth zum Rechten hin. Zu dir ganz mich haltend werde ich in Uebereinstimmung mit dir, als dein Werkzeug wirken.

Dein Werkzeug — welche Ehre, welch ein Glück für das Kind des Staubes! Wenn du mich würdigtest, etwas durch mich zu thun, zu veranstalten, zu verändern, auszuführen, wenn mein Leben vermöchte von deiner Liebe zu zeugen, deinen Segen zu verbreiten, deine Wunder zu vermehren: wie müßte ich dabey dich fühlen, in dir selig seyn!

Manches wohl habe ich gethan nach deinem Willen; aber dein Werkzeug, wie ich mir dieses denke, bin ich noch nicht. In allem meinen Thun ist noch menschliche Gebrechlichkeit, allem

heftet sich etwas an, was du nicht für das Deinige erklären kannst; selbst die Lauterkeit der Gesinnung, die zu einem göttlichen Werke erfordert wird, vermisse ich bey den meisten meiner Verrichtungen; dagegen finde ich fremdartige Zusätze, ungöttliches Wesen von vielfacher Art.

Wird es mir noch gelingen, das alles zu vertilgen, und in meinem Thun nichts als die reine Wahrheit, die reine Liebe eines bey dir wohnenden, von deinem Lichte erleuchteten und erwärmten Sinnes zu zeigen? Du weißt wie sehr ich möchte. Ich will nicht aufhören, mich eifrigst darum zu bemühen.

Demüthig will ich, Gott, vor dir und der Welt einhergehen. Wenn ich bedenke wer du bist, Unendlich-Erhabener! und wer ich bin, ich, dein bedürftiges, fehlervolles, sündhaftes Kind: wie könnte ich anders, als mich klein fühlen! Nichts besitze ich, worauf ich mir etwas einbilden,

und dessen ich mich rühmen dürfte. Von dir habe ich alles, von deiner Gnade muß ich fortdauernd alles erwarten. Was gäbe mir Anspruch auf deine Segnungen? und du segnest so reichlich. Kaum wage ich aufzublicken zu dir in dem Gefühle meiner Unwürdigkeit; und du erbarmst dich meiner, und erhöhest meinen Muth, und stärkest mich in meiner Schwachheit. Ich übertrete vielfach dein heiliges Geboth; und du trägst mich mit Geduld, und vergibst mir meine Uebertretungen. Ich vermag nichts ohne dich, und du hilfst in allem. Wenn ich vor manchen Vergehungen bewahrt worden bin — du hast es gethan; wenn einiges an mir ist, das Lob verdient, wenn einiges Gute mir gelingt — du hast gewährt und geholfen. Könnte ich mir selbst etwas zuschreiben: so wäre dieses doch nichts Besondres, nichts anders als eben das Natürliche und Rechte, und dieses nur höchst unvollkommen, daß es Thorheit seyn würde, mir darauf etwas

zu dünken, oder mich deßwegen über andre zu erheben. O, ich weiß nicht, was andre sind, aber ich weiß, daß ich selbst sehr wenig bin — und nichts ohne dich. Laß mich das nie vergessen, damit ich in der Demuth bleibe.

Deine Liebe läßt sich zu deinem Kinde herab; aber ich darf nie wähnen diese Liebe zu verdienen, nur in Ehrfurcht darf ich sie mir zueignen. Sie zieht mich zu dir hinauf und gibt mir Freudigkeit in das Herz; aber nur wenn Demuth ihr dieses Herz geweiht hat. Ich habe dich; aber du hast dich mir geschenkt, und nur so lange werde ich dich haben, als ich in Demuth dessen eingedenk bin, und darin deine freye Güte in Demuth anbete. In Demuth werde ich mich dir immer mehr hingeben, und zum Werkzeuge heiligen, um dich immer kindlicher und wärmer lieben zu können.

So laß mich dir denn nahe seyn, wie du mir nahe bist. Was hülfe es mir, daß du mir nahe bist, wenn mein Herz dir fremd wäre, wenn ich nichts davon empfände. Laß mich dich allenthalben merken, wie du mich bemerkest und kennest auf allen Wegen, die ich wandle. Deinen Trost laß mich erquicken, wo das Herz unter Drangsalen nach Linderung schmachtet oder in Gefahren zagt; zeige mir deine Nähe, wo das blöde, umnebelte Auge sie nicht wahrnimmt. Zu dir laß mich eilen, wenn ich der Hülfe bedarf, im festen Vertrauen auf deine rettende, helfende, segnende Nähe. Laß mich in deiner Gemeinschaft, in der Gemeinschaft des Himmels alle meine Tage zubringen, und mit jedem Tage mich dir und deinem Himmel vertrauter fühlen.

Hebe, du Sanfter, sanft den Geist hinweg von der Erde, die ihn müde macht und schwer belastet, daß sie ihn zu sich herabziehe und an sich feßle. Laß mich leicht über sie hinschweben,

unberührt von ihren Erniedrigungen und Befleckungen, angethan mit dem Feyerkleide des neuen Lebens, ihr Reines und Schönes in mich hinübernehmend, zur Seelen-Reinheit und Seelen-Schönheit es bildend, daß ich hier schon bey dir und in deinem Himmel sey. Und wann einst, was an mir der Erde angehörte zu ihr hinabsinkt, dann löse sanft, o du Sanfter, das letzte Band, was mein Unsterbliches mit meinem Irdischen verknüpfte, und nimm das Bessere ganz zu dir und in deinen Himmel. Wie werde ich da deiner mich freuen! wie da frey von den Mängeln des Staubes, dich anbeten und lieben! wie da, nicht mehr sündig, dir nahe seyn!

In deinen Armen, an deinem Herzen lag ich da ich schlummerte. Halte mich auch wachend in deinen Armen und an deinem Herzen, und laß mich leben in der Stille deines Friedens immerdar.

15.

Emilie.

Die Sonne ist wieder aufgegangen und glänzt über die Welt hin, und versammelt alles um sich, was sie aus dem Schlafe geweckt, und neu gekleidet hat, was sie wärmt und aufzieht, und lächelt Beyfall der süßen Vereinigung, worin das Eine neben dem andern steht, das Eine dem andern sich zugesellt und mittheilt, je nachdem es ihm verliehen ward, gleich der guten Mutter, die am Morgen ihre Kindlein, Eins nach dem andern, weckt, sie alle um sich versammelt, und mit heitern Blicken ansieht, sich freuend der holden, vom Schlummer erfrischten Jugendblüthe, und der schönen Liebe, die sie unter ihren Augen und an ihrem Herzen vereinigt hält.

Nur was schläft und trauert ist still und einsam, wie die Nacht, die es zudeckt und ihm

Träume sendet statt der Wahrheit des Lebens. Was in den Schimmern des Lichtes wacht und sich freut will die Wahrheit und die Lust seines Daseyns verkündigen, und sie vermählen der Wahrheit und der Lust des fremden, und mit ihm wechseln Worte und Blicke der Liebe.

Blumen, Kräuter, Insekten, Schmetterlinge — alles durch einander, mit einander zu einander, als ob Eins dem andern etwas zu sagen und zu geben hätte aus dem Innersten seines Herzens, als ob Eins zu dem andern gehörte, Eins über das andre vergnügt wäre, und ohne dieses nicht seyn könnte. Der Baum streckt seine Aeste wie Arme nach den Vögeln aus, aus seinen Blättern rauschen ihnen einladende Stimmen, und sie antworten ihm, munter ihn umflatternd, mit fröhlichen Liedern. Der geschwätzige Bach flüstert leise und vertraulich den Blümchen zu, die an seinem Rande blühen, und die Blümchen neigen sich ihm entgegen, und spiegeln

sich in seinem klaren Krystall. Es ist ein Regen hin und her, ein Gewähren und Nehmen, ein Gedränge und Tumult der Geselligkeit, wo ich hineinschaue.

Mir weckt es nur in alten Schmerzen. Ich bin allein in der Welt, ganz allein — auch am geselligen Morgen allein. Meine Freude und meine Klage verhallen in der Ferne, keinen leisen Laut der Erwiederung schickt ihnen die Ferne zurück, keine bekannte Stimme tönt aus der Ferne in meine Einsamkeit herüber, nirgends eine Empfindung für mich, alles fremd, alles kalt, alles stumm.

Die Mutter habe ich nicht gekannt; den Vater verlor ich so frühe, daß ich mich seiner kaum erinnern kann; ich bin arm, ich muß mir meinen Unterhalt mit meiner Hände Arbeit erwerben; die Natur hat mich weder mit besondern Reitzen noch mit den Talenten versehen, wodurch man den Menschen angenehm wird.

Da hält es denn niemand der Mühe werth, auf das unbedeutende Mädchen zu achten. Meine Gespielinnen haben sich, da ich mich nicht so gut kleiden kann wie sie, einige um sich meiner nicht schämen zu dürfen, einige um mich zu schonen, von mir zurückgezogen. Trifft mich noch zuweilen ein theilnehmender Blick, so ist es ein Blick des Mitleids, und ein solcher schmerzt noch mehr, als das Uebersehenwerden.

Daß man sich meiner Armuth, meines dürftigen Anzuges wegen schämt kann ich ertragen, aber daß man mich durch das reiche Gewand neben mir zu demüthigen fürchtet, daß man verlegen ist, wie man sich gegen mich benehmen soll, um mir nicht wehe zu thun, daß man mich als einen Gegenstand des Bedauerns betrachtet, das drückt mir oft das Herz zusammen. Bin ich denn so ganz und gar nichts, so ganz und gar verlassen und verstoßen, so durchaus elend, weil das Glück mich versäumt hat? Bin

ich so tief unter die Menschen herabgesetzt, bey ihnen um Schonung und Mitleid betteln, wenigstens Schonung und Mitleid als eine Gunst, die man mir erweist, annehmen zu müssen? Hier ist es schwer, die Thräne zurück zu drängen.

Ich bescheide mich gern, daß ich in glänzende Gesellschaften nicht gehöre, ich würde sie meiden, wenn man mich gleich da freundlich dulden wollte, wenn man mich sogar mit Aufmerksamkeit behandelte. Aber lebt man denn bloß in Gesellschaften zusammen? ist es denn einerley, von der Welt nicht bemerkt — und von niemand gekannt, bey denen, von welchen man gekannt war vergessen zu seyn? Muß man dem sein Herz verschließen, dem man sein Prunkzimmer nicht öffnen kann?

Ich könnte krank werden, und niemand würde es bekümmern; ich könnte in tiefes Elend gerathen, und niemand würde das rühren, von

niemand würde ich ein tröstendes Wort hören; ich könnte sterben, und niemand würde darnach fragen, niemand würde einer Veränderung inne werden.

Nach Auszeichnung habe ich nie gestrebt, in der Welt ein Glück zu machen, ist mir nie in die Gedanken gekommen. Was sollte mir Auszeichnung? und Glück hat die Welt nicht für mich. Nein ich beneide die nicht, die in der Welt leben. Sie können nicht wie sie wollen, sie müssen wie die Welt will, und die Welt will meist anders als ihr Sinn. Sie müssen scheinen, was sie nicht sind, was ihnen vielleicht in der Seele zuwider ist, sie müssen reden, wo sie nichts denken und fühlen, sie müssen verläugnen, dem ihre innigste Liebe gehört, sie müssen, um in der Welt fortzukommen, verlernen, an irgend etwas lebhaften Antheil zu nehmen. Und wie übel spielt ihnen nicht oft die Welt mit! welche Hoffnungen schmeichelt sie ihnen ein, und welche

Täuschungen bereitet sie ihnen! welche Wünsche erregt sie in ihrer Brust, und wie grausam verweigert oder entreißt sie ihnen, worauf diese Wünsche gerichtet waren! Wie manches unerfahrne Herz hat sie um sein Bestes, um seine Unschuld und seine Ruhe, betrogen! Könnte ich auch in der Welt etwas seyn oder erlangen, ich möchte nicht.

Hier in der Verborgenheit lebe ich besser, einfach, frey und zufrieden; denn ich lebe mir selbst, ich folge meiner Neigung, ohne mich an eine lästige Vorschrift binden zu dürfen. Meine Arbeiten machen mir Vergnügen, meine Erholungsstunden werden mir nie verdorben, und ich brauche die kostbare Zeit nicht auf werthlose Bemühungen zu wenden.

Indeß gar nicht gekannt, gar nicht bemerkt seyn — auch bey den geringsten Ansprüchen an die Welt, bleibt das hart. Man kommt sich so unbedeutend vor, so ohne Rath und Hülfe, so

Preis gegeben allen Zufällen; man zweifelt an seinem Werthe, der durch keinen Blick des Beyfalles, durch kein freundliches Wort bestätigt wird; man verliert alles Vertrauen; man glaubt kein Recht zu haben an das Leben und seine Gaben; man wagt kaum das zu berühren, was sich uns noch anschmiegen will; man wähnt an einer Stelle zu stehen, wohin man nicht gehört, wo man andern den Platz wegnimmt, wo man jeden Augenblick gefragt wird: was machst du hier?

Wenn ich sehe, wie andre zusammen sind, mit einander zu Rathe gehen, sich mit einander freuen, einander ihr Leid klagen, einander Beystand leisten und aufhelfen: dann möchte mir das Herz brechen, daß mit mir niemand etwas gemeinschaftlich hat, daß für mich niemand da ist, daß ich nur für mich bin; dann wird es so öde und leer im Herzen, so öde und leer um mich her, als ob ich schon gestorben wäre, und

doch nicht aus der Welt könnte, als ob ich stumm wäre für alles, alles für mich, und doch von kalten Händen festgehalten würde.

Ist es nicht natürlich und menschlich, daß der Mensch, etwas bey Menschen zu gelten begehrt, daß es ihm wohlthut, sich von menschlichem Odem angeweht zu fühlen, Laute einer menschlichen Stimme zu hören, in ein freundliches menschliches Auge zu blicken, und durch das Auge ins Herz, und im Herzen sich selbst, ein Bild von sich, Eindrücke, die man darin hervor gebracht hat, zu finden, wahrzunehmen, man lebe auch außer sich, im Uebermaße der Freude oder des Schmerzes an eine menschliche Brust zu sinken?

Kann man denn alles allein tragen? Gibt es nicht Dinge, denen man erliegt, wenn niemand daran mitträgt? Ist es nicht unsre Bestimmung, etwas zu lieben, das unsre Gestalt

und unser Wesen hat? Ward uns nicht zur Mittheilung die Sprache verliehen, und drängt es uns nicht mächtig, das mitzutheilen, was den Geist lebhaft beschäftigt?

Doch, es ist mir nun einmal beschieden, in der Welt allein zu stehen, Gott hat es mir beschieden, dessen Absichten mit den Menschen und ihrem äußern Ergehen immer weise und gütig sind, der überall nur unser wahres Wohl will und sucht. Wäre es nicht nothwendig zu meinem Frieden, er hätte mich nicht in diese Umstände gesetzt. Ich muß mich ihnen anfügen; ich muß mich gewöhnen, das zu entbehren, was mir versagt ist, meine Vorstellungen davon ablenken, und mich fester an das anschließen, was ich besitze; ich muß mich bemühen, mir selbst desto mehr zu seyn, je weniger mir Menschen sind; ich muß mir größern Reichthum des Geistes und des Herzens erwerben, und mich in solchen Fertigkeiten üben, die für die Welt ge-

ringen, aber für den eignen Genuß, für die eigne Veredlung großen Werth haben.

Weil ich hier am meisten vor Verderbnissen geschützt bin, weil sich hier meine Anlagen am besten entwickeln können, weil ich hier Nahrung für die Gefühle und die Sinnesart antreffe, die das Eigenthümliche meines Wesens ausmachen, weil ich aus mir selbst und durch mich selbst viel werden sollte; darum ward mein Leben in die Stille gewiesen. Der einfachste, schuldloseste Verkehr mit Menschen, die reinste Freundschaft kann uns Gefahr bringen, wenigstens irgend einem Guten, das wir uns erwerben sollen, Hindernisse in den Weg legen.

So will ich denn allen Fleiß anwenden, das zu erreichen, was Gott mit mir beabsichtigt, und dazu mein Leben in der Stille sorgfältig benutzen, den wohlthätigen Einflüssen derselben mein Herz öffnen, und sie mit Weisheit leiten. Wehren will ich dem Trübsinne und dem Miß-

muthe,

muthe, die mich zuweilen anwandeln, bewahren will ich mein Herz, daß es keins der sanften Gefühle einbüße, die wir, abgeschieden von den Menschen, so leicht verlieren, daß es keine von den Härten, Eigenheiten, Verkehrtheiten annehme, die man, dem Wirken verwandter menschlicher Wesen auf uns entrückt, so leicht annimmt. Milde des Herzens, Empfänglichkeit für jedes Schöne und Gute, Geneigtheit, mich anzubequemen, mich in fremde Kreise zu versetzen, Liebe zu den Menschen, die mir so fern stehen, will ich bey mir auf alle Weise zu befördern suchen, und so heiter, so freundlich, als ich es vermag, will ich mich in meiner Stille einrichten. Vielleicht gelange ich noch dahin, daß mir, was nun einmal nicht anders seyn kann, lieb wird.

Meinem Werthe wird es nichts schaden, wenn ich unbemerkt lebe. Seinen Werth hat man nicht für die Welt, sondern für sich, und er

bleibt derselbe, er mag vielen oder wenigen oder keinem bekannt seyn; man wird seiner um so mehr froh, je mehr man ihn für sich hat; man gewöhnt sich auch wohl immer mehr, ihn für sich zu haben, daß man mit der Zeit des beystimmenden Urtheils Anderer nicht bedarf, um seiner gewiß zu werden. Bin ich erst recht gut geworden, so werde ich mich auch recht darüber freuen können, ob mir gleich niemand Beyfall zu erkennen gibt.

Blüht doch so manches liebliche Blümchen im Verborgnen; ist es minder schön, weil es von niemand bemerkt wird? Der Himmel hat seine Freude daran; o, daß der auch an mir seine Freude hätte!

Und bin ich denn ganz allein? Ich habe hier mein Zimmerchen, wo mir alles so bekannt und so lieb — eben in seiner Stille so bekannt und so lieb ist, hier mein Plätzchen am Fenster, das mich nun schon so lange Zeit willig aufge-

nommen, Freuden und Leiden mit mir getheilt hat, auf dem mir schon viele Stunden selig verflossen sind. Ich habe meine Arbeit, die mir oft ein zweites Ich wird, in meine Begegnisse mit eingeht, meine Empfindungen gleichsam in sich einschließt, unter deren Wechsel sie fertig wird. Ich habe so manches schöne Buch, worin ich mich wieder finde, fremde Gedanken und Gefühle den meinigen, als alte Freunde, begegnen, und sie in süße Gespräche ziehen, die ihnen zur Lehre, zur Berichtigung, zur Aufmunterung und zum Troste gereichen, wodurch ich mit Menschen, die mich nicht kennen, die mir aber sehr theuer geworden sind, in Verbindung trete, als ob sie wirklich etwas von mir vernähmen, und als ob es ihnen nicht gleichgültig wäre, etwas von mir zu vernehmen. Ich habe meine Blumen, die ich pflege, und die sich meiner Pflege zu freuen, die es mir Dank zu wissen scheinen, daß ich mich um sie bekümmere, und mich dafür anhören,

und mir manches traute Wörtchen zuflüstern. Ich habe mich selbst, mein eigen Gefühl von dem, was ich bin, was ich erfahre, meine Betrachtungen darüber, die mir nicht selten die Stelle des fremden Rathes vertreten, meine Träume, meine Hoffnungen, mein Nachdenken, meine Vorsätze, meine stillen Uebungen. Ich habe diesen schönen Morgen, und alles, was in seinen Schimmern gesellig lebt; auch an mich will es heran, und ich kann mich darunter mischen.

Ich hatte Unrecht, zu sagen, alles sey fremd, kalt und stumm für mich. Die Menschen nur sind es, sonst ist alles mir vertraut und zugethan, alles hat eine Sprache für mich — von allem vernehme ich etwas, mit allem kann ich schöne Bündnisse schließen, mit allem häuslich zusammen wohnen.

Freylich ist darunter nichts, was mich im eigentlichen Sinne kennte und verstände, wie ein Mensch mich kennen und verstehen würde. O,

ich bin doch gekannt, verstanden und geliebt — von dem, der alles geschaffen hat, der allem Leben und Odem, und mir dieses einsame fühlende Herz gab. Er kennt, versteht und liebt das Würmchen im Staube, und mich sollte er nicht bemerken, mich sollte er vergessen? Nein, alle Haare auf meinem Haupte hat er gezählt.

Was mir auch fern seyn mag, er ist mir nahe. Oft, wo ich mich in der Welt am meisten allein finde, werde ich am lebhaftesten inne, daß er mir nahe, ewig nahe ist, daß wunderbar, und stärker als eine Gewalt der Erde, seine Liebe mich umfängt.

Er führt den Morgen herauf aus den Schatten der Nacht, und kleidet des Feldes Blumen; er leitet die Sonne ihre Bahn, und weckt durch sie alles zu Leben und Freude, und versammelt durch sie alles um sein Herz. Er redet zu mir durch alles, was mich umgiebt; darum hat alles Sprache für mich, es ist seine Sprache. Er be-

kümmert sich um mich, wie sich kein Freund um den andern bekümmern kann.

An ihn darf ich mich wenden, ihm darf ich ohne Mißtrauen und Verlegenheit gestehen, was ich denke, was ich thue, was ich liebe, was ich fürchte, was ich hoffe, was mich glücklich macht. Nichts was mich angeht, ist ihm zu klein.

Ihn darf ich nicht erst aufsuchen, um mich ihm zu offenbaren; er ist immer bey mir. Ihm komme ich nie zur ungelegenen Zeit; er ist immer bereit, mich zu hören. Aus seinem Herzen kann mich niemand verdrängen; er ist der unwandelbar Getreue. Nicht verlassen noch versäumen wird er mich. Er — unendlich mehr als die Menschen alle — er, der Menschen Herr und Vater, ist mein Freund.

Und antwortet er nicht, wenn ich frage? gibt er nicht Rath und Trost und Frieden, wo ich dessen bedarf? weiset er mich nicht die Wege, die ich gehen soll? sendet er nicht Hülfe,

wo niemand helfen kann, und unaussprechlich selige Empfindungen von sich in mein Herz? Wann mir wohl war, mehr als ich zu sagen vermochte, so rein, so himmlisch wohl, dann hatte er sich mir kund gethan.

Ja, ich habe ein Recht an das Leben und seine Gaben, er hat es mir geschenkt; ich gehöre an die Stelle, wo ich stehe, er hat mich dahin gewiesen; ich bin nicht wie gestorben in der Welt, denn er lebt, und ich durch ihn, bey ihm. Nicht kalte Hände halten mich an einem leeren öden — Hände der Liebe halten mich an einem vollen, blühenden Leben fest.

Ihn kann ich wieder lieben, in ihm Welt und Menschen lieben, und so die nie zu stillende Sehnsucht des Herzens befriedigen, an seine Liebe kann ich mein Wesen verlieren.

So sey denn gutes Muthes und still fröhlich, mein Herz; liebe still deinen Gott, lehre

mich still meine Pflichten erfüllen, und still mich zu ihm halten, still mit dem leben, was er mir beschert, still mich zu dem bilden, wozu er mich bestimmt hat, daß ich ihm immer wohlgefalle.

16.

Allwina.

Nicht viele Morgen mehr werde ich im Freien zubringen. Mit schnellen Schritten geht's in den Herbst hinein. Bald, bald ziehen wir wieder in die Stadt — weg von allem, was ich hier lieb habe, und was mich lieb hat, weg von den Bäumen und Vögeln, von den Wiesen und ihren Blumen.

Die fatale Stadt! Hier auf dem Lande ist es so einfach, weit, bequem und bekannt, dort so kostbar und künstlich, in den breiten Straßen so enge, die großen, festen Häuser sehen mich mit ihren vielen Augen so fremd an. Je mehr Auge, desto weniger Herz; gilt das nicht überall? Hier Laute der Freyheit und Freude, dort Geschrey, Gerassel, Getöse, Mühe und Noth allenthalben. Hier Gott so nahe, daß man ihn

fast sehen kann, dort so in die Welt zugebaut, daß man nur kleine Stückchen von seinem Himmel sieht, und oft kaum weiß, ob das Himmel ist. Doch in der Stadt bin ich meinen lieben Menschen wieder nahe; alles finde ich dort wieder beysammen, was hierhin, dahin zerstreut war, und ein jedes hat zu erzählen, wohl den ganzen Winter hindurch. Und hier zieht das Meiste, was ich lieb habe, und was mich lieb hat, auch weg, was nicht fortzieht, versteckt sich, oder wird still und schläft ein; es würde mich sehr traurig machen, wenn ich hier bleiben müßte, während Eins nach dem Andern fortginge.

Recht kühl ist es jetzt des Morgens, aber doch noch schön, sehr schön. Frische Luft gibt frisches Blut, frisches Blut frischen Sinn und frisches Herz. Ein wenig frieren schadet nicht. Jetzt schon sich in die warme Stube verkriechen

oder in warme Tücher hüllen? Den Sommer über ist es uns heiß genug geworden.

Die Lindenallee hinter dem Hause hat schon viel Laub fallen lassen, einige Zweige sind ganz kahl, an einigen hangen bloß gelbe und braune Blätter traurig herunter; der Sandweg ist mit trocknen bedeckt, daß es raschelt, wenn man hindurchgeht. Die armen! nicht Saft nicht Kraft mehr — und kein stilles Grab! — unter freyem Himmel — ein Spiel der Winde und des zertretenden Fußes!

Allein wie haben die Bäume den Sommer geblüht — und wie lange — im Sonnenbrande! welche Düfte haben sie verströmt, und doch stehen nicht wenige noch gesund und kräftig da, über und über grün!

Wenn man viel gearbeitet hat, darf man sich früh zur Ruhe begeben, und lange schlafen, man hat sich's verdient, und hat's nöthig.

Um neun Uhr Abends ist es schon still, ganz

still in den Hütten des Dorfes. Die Menschen, die drin wohnen, haben es sich auch sauer werden lassen. Vom Morgen bis zum Abend Schweiß und schwere Anstrengung — alle Glieder müde und zerstoßen. Des Tages Last und Hitze — das gilt wohl von ihnen. Schlafet fest und süß, ihr Geplagten, und alles, was Kummer und Sorge heißt, schlafe mit euch! lange könnt ihr nicht einmal. Für mich wär' es zu frühe um neun Uhr, was ist mein Bißchen leichter Arbeit gegen die eure! und doch schlafe ich meist meine acht volle Stunden, oft noch mehr. So viel verdiene ich nicht, ich will mir meine Schlafstunden künftig nach dem, was ich den Tag über geleistet habe, zurechnen, und dafür sorgen, daß ich immer mit dem Dorfe munter bin. Manche Menschen legen sich ins Bette, die gar nicht gearbeitet haben; ihr Schlafen ist auch darnach; mit denen möchte ich nicht theilen. Dagegen wacht auch in der Stadt mancher tief in die

Nacht hinein, weil er am Tage bey allem Fleiße nicht fertig werden konnte, und steht doch nicht so spät auf als ich.

Ueber den Sand in der Lindenallee will ich nicht mehr klagen und sticheln, ob er es mir gleich etwas beschwerlich macht. Kann er dafür, daß er nur Sand ist? und thut er nicht das Seinige redlich? nährt er nicht mit seinen wenigen Kräften grünes Gras, liebliche Blümchen und die himmelan strebenden Bäume? und sind nicht das edle Kräfte, die in den Bäumen himmelan streben? will er nicht mit himmelan? Ehre jedem, der thut, was er kann, und sich redlich bemüht, etwas Beßres zu werden, als er ist. Viele Menschen thun nicht, was sie können, und legen es beynahe darauf an, etwas Schlechteres zu werden, als sie sind. Ich könnte auch mehr, als ich thue.

Die Sandallee ist mir sehr lieb; viele, viele süße Erinnerungen bewahrt sie; mit theuern

Menschen bin ich da zusammen gewesen — diesen Sommer noch —; und der letzte herrlich stille Mondscheinabend! da dachte niemand daran, daß er im Sande ging.

Im Leben gibt's auch Sandwege, wo man bis an die Knee hinein sinkt, und nur langsam und schwer weiter kommt, wo nur spärliches Grün, selten ein Blümchen, das Auge ergötzt, und alles lechzend den glühenden Sonnenstrahl fühlt. Aber immer noch etwas, das lebt, blüht und himmelan strebt — immer Menschen, die uns begegnen, die sich zu uns gesellen, den Weg mit uns machen, und durch freundliches Gespräch den Weg verkürzen und die Mühe erleichtern. Man muß den Sand nicht scheuen; frisch hindurch, ist er überstanden, so freuet man sich desto mehr der Pfade, die sich durch lachende Auen und schattenreiche Wälder ziehen, derer sind doch die meisten. Den blauen Himmel hat man allenthalben über sich; wo nichts zu ihm

hinan strebt, strebt man desto mehr selbst hinan. Dem Menschen hat Gott das Angesicht aufgerichtet, daß er gen Himmel schaue; er wird auf Sandwege geführt, damit er auch sein Herz aufwärts richte, und es an der Erde nicht gar zu schön finde.

Das Sandfeld ist schlimmer als der Sandweg, und doch gewinnt ihm der menschliche Fleiß meist noch etwas ab. Die armen Menschen, die immer Sandfelder bauen müssen! Saurer Schweiß, kümmerlicher Gewinn! Sind nicht viele vergnügt und fröhlich dabey? O, die Genügsamen! ein wenig schon kann ihnen Freude machen; ich muß mich schämen, daß ich so leicht verdrießlich werde, wenn ich einmal etwas Unangenehmes zu besorgen habe; es soll nicht wieder geschehen.

Der Schulhalter im Dorfe arbeitet alle Tage im Sandfelde.

Der Herbst ist für mich eine angenehme Zeit. Die milde Beleuchtung, das frische Grün, womit sich die Wiesen noch einmal überkleiden, und an den Frühling erinnern, wie manche Menschen im Alter noch einmal jung werden, was auch auf eine künftige neue Jugend hindeutet, die Ruhe, die sich nun allmählig verbreitet, das Erschöpfte in sich aufzunehmen und leise in ihren Armen zu wiegen, weiterhin die Farbenpracht des Laubes, das viele, was nun reif ist und geerntet wird, die Freude der Menschen an ihren Vorräthen: wie schön das alles! Wenn es endlich kalt wird und die Stürme ziehen, dann sammelt man sich in die Häuser, und sitzt vertraulich im Warmen, und hört geborgen und bequem, wie es draußen braust und heult, und der Regen stark an die Fenster schlägt.

Das Verwelken, Verdorren, Hinsterben, Verstummen und Veröden auf den Plätzen, wo es laut, lebendig, fröhlich gewesen ist, endlich die

Todten-

Todtenstille allenthalben, die dunkeln Tage, die langen Nächte; freylich traurig, sehr traurig. Doch auch damit kann ich mich versöhnen, es versetzt mich in eine schwermüthige Stimmung, die ein ganz eignes wohlthuendes Verhältniß zwischen mir und dem Leben stiftet.

Alles, was da ist, sollte uns an das Leben knüpfen, jedes auf eine besondere Weise, darum hat jedes sein Besondres für das Herz, man muß es nur recht zu nehmen wissen. Es liegt an uns, wenn wir in manchen Dingen nichts für das Herz antreffen. Vieles ist mir schon lieb geworden, was ich sonst kaum leiden konnte, und vieles denke ich soll es noch werden.

Das hasse ich nur am Winter, daß er so lange dauert, und daß er es den Menschen, die wenig Holz und Kleider haben so schwer macht. Frieren — und sich nicht wärmen können — hart, sehr hart! Nichts jammert mich mehr, als einen Menschen frieren sehen, der doch auch

ein Mensch — und für den doch auch das Holz gewachsen ist. Der Arme! Die vielen Armen in den feuchten Kellerwohnungen, ohne Betten, auf bloßem Stroh, kaum etwas am Leibe, nichts sich zuzudecken, zitternd die ganze kalte Nacht hindurch an allen Gliedern — oft noch krank dazu!

Das Mückchen hier friert auch, es ist ganz in einander gekrochen und beynahe erstarrt. Armes Thierchen! es thut mir leid, daß ich dich nicht wärmen kann, du wirst sterben müssen. Für dich hat die Natur nichts zum Winterkleidchen wachsen lassen, deine Zeit ist vorüber. Ich will dir helfen, daß du bald davon abkommst; wäre dir sonst zu helfen, so könnte ich dich nicht tödten, ob ihr uns gleich im Sommer sehr zur Plage seyd, ihr wisset ja nicht, daß ihr uns etwas Unangenehmes zufügt, es ist auch nur wenig. Aber wo ich einen Mensch frieren sehe, will ich ihm geben, daß er sich wärmen kann, so viel

ich übrig habe. Es wäre entsetzlich, wenn ein Mensch erfrieren müßte.

Wie die Wolken heute am Himmel dahin eilen — dicht hinter einander her, Eine jagend, verfolgend die andre! Dünste sind's, darum müssen sie fort — herunter oder weiter, immer weiter, damit der blaue Himmel sich wieder rein über uns wölbe. Der bleibt — immer derselbe, an ihm, unter ihm zieht es dahin. Fliehet, fliehet nur schnell, und gebet mir meinen schönen blauen Himmel wieder.

Dunst ist alles, was im Leben dahin eilt; das Wahre, Wesenhafte bleibt — unwandelbar.

Die weißen Wolken bedeuten unsre Freuden, die grauen unsre Schmerzen — alles Dunstgebilde! mögen sie fliehen und dahin eilen. Der grauen sind mehr als der weißen, aber auch die weißen — Dunstgebilde. Der blaue Himmel ist der reine Mensch in uns, der in ewiger

Heitre über den Dünsten und Wolken lebt, wenn wir ihn nicht darein versinken lassen — die Unschuld, die Himmelsfreude, die Lichtgestalt, die alles in uns und an uns überdauert, und in ihrer vollen Klarheit hervortritt, wenn die letzte dunkle Wolke, was an uns irdisch ist umhüllt.

Zuweilen wohl treibt der Wind die eilenden Wolken im dichtem Gedränge zusammen, daß der ganze Himmel verdeckt und schwarz wird; aber sie müssen doch fort, und dann ist der blaue Himmel wieder da, der nie Ueberwundene nie Verdrängte; vor seinem Machtgeboth gehen sie aus einander, langsam oder schnell, wie er will, nur verdecken, nicht uns nehmen konnten sie ihn.

Blick zum blauen Himmel, wie tröstest und stärkest du das Herz! wie belebst du den Glauben an das Unwandelbare in uns und über uns! wie ruhig lässest du uns hineinschauen in den Wechsel der Lebensträume! Du sollst mich stäts

erinnern, daß ich einen Himmel im Herzen trage, der nicht in die Dünste der Erde versinken darf.

Bald kommen nun die herbstlichen Morgennebel zu uns. Mir sind sie nicht zuwider, ich habe sie sogar gern. Wenn sie die Gegenstände um uns her dicht verschleiern, daß wir diese kaum unterscheiden, dann allmählig die Strahlen der Sonne in sie eindringen, die Wasser hier verdünnend, dort zerreißend, und es nun immer mehr hervorschimmert, einzeln, erst das Nächste und Höchste, aus der Fluth in den Glanz sich hebt, während das andre noch tief in ihr begraben liegt, und endlich die Wasser gewichen sind, und alles dasteht in voller Herrlichkeit, als ob der Liebe schaffendes Wort es jetzt erst ins Daseyn gerufen hätte: welch ein prächtiges Schauspiel! So, denke ich mir, wird es uns einst seyn, wenn vor der Klarheit

des neuen Lebens die Nebel der Erde sich zertheilen, und es weicht um uns her, was uns umschattete — immer mehr dem strahlenden Glanze, und immer weiter in die Ferne flieht, und der Glanz immer weiter nachstrahlt in die Ferne — in das Unermeßliche, und das Herz selig vergeht im Anschauen, im Gefühle nie geahneter Herrlichkeit.

In reicher Fülle prangt dort am Geländer die köstliche Frucht des Weinstocks, Traube an Traube — und so schwer, die Beeren so groß, so voll und durchsichtig, die meisten schon reif.

Eine an Ehrfurcht gränzende Achtung habe ich vor allem, was reif ist. Daran, daß man es genießen kann, denke ich dabey nicht. Aber es hat seine Bestimmung erreicht, es hat Gehalt und darf sich zeigen, es ist geworden, was es werden konnte.

Die Natur bringt, was ihrer Sorge über-

geben wurde immer zur Reife, es sey denn daß es ihr an Kraft dazu fehle, oder andre Kräfte zu mächtig entgegen wirken. Da hingegen so vieles von dem, was der Pflege des Menschen vertraut ist, und was er wohl zur Reife bringen könnte, immer unreif bleibt. Reife menschlicher Einsichten, menschlicher Weisheit, menschlicher Tugend, menschlicher Werke — eine seltene Erscheinung!

Im Frühling kann noch nichts reif seyn, wenn's nur kräftig der Reife entgegenstrebt, und sich nicht begnügt, in vergänglicher Schönheit zu blühen, und seines flüchtigen Tages zu genießen. Aber das Unreife muß auch nicht prunken, und sich zeigen wollen, als ob es schon reif wäre.

Nichts gibt mir ein so lebendiges und gefälliges Bild von Reife als die zeitige Traube; man sieht's ihr innerlich an, daß sie reif ist, während man es andern Dingen nur äußerlich

ansieht; es ist Reife von innen heraus, nicht an der Oberfläche schimmernde Reife, Reife des edeln Saftes — nicht einer groben Masse — Geistesreife. Die reife Birne gleicht der alten Jungfer, die ihr gelbes, welkes Angesicht schminkt, und an der die Alte-Jungfern-Manier nebst den Runzeln das Reifste ist — die reife Traube der herrlichen Matrone, der Verstandes- und Herzensreife, mit unvergänglicher Anmuth geschmückt, aus dem heitern Angesicht hervorschimmern, einfach, anspruchslos, allerfreuend. Ehre auch der alten Jungfrau, die in solcher gefälligen Reife — nicht glänzt, aber erfreut!

Am dürren Stocke ist die köstliche Frucht gereift — und die Blüthe wie unscheinbar, wie wenig versprechend!

Suchet doch nicht immer bey der Gestalt das Wirken, bey der Blüthe die Frucht, bey der Schönheit den Geist und das Herz. Oft, sehr oft werdet ihr das Eine ohne das andre, das

Eine durch das andre gleichsam vergütet finden. Wo die Natur das Aeußere versäumen mußte, da hat sie meist in das Innere desto mehr gelegt, oder doch diesem einen stärkern Trieb gegeben, recht viel aus sich herauszubilden, während ein mit Reitzen geschmückter Körper nicht selten seinen Vorzug auf Kosten des Geistes besitzt, und noch häufiger die Ursache wird, daß der Geist zurückbleibt, verkümmert, und nie etwas Reifes und Genießbares hervorbringt.

Traure nicht, liebe Ulrike, daß deine Gestalt so wenig Empfehlendes hat, dir ward etwas Beßres verliehen, Geist und Herz, die stehen jetzt schon bey dir in so üppiger, fröhlicher Blüthe, die werden einst die Fülle köstlich reifer Früchte tragen. Darum wird man dich noch achten und lieben, wann die kurze Zeit der Körperblüthe längst vorüber ist.

Die Kreuzspinne da in ihrem Netze, eine garstige Kreatur! Das Gewebe zwar zart, kunstreich, bewundernswürdig, und mit welchem Fleiße, mit welcher Anstrengung des ganzen Körpers gearbeitet! jeden Morgen ein neues. Aber ein Netz ist dieses Gewebe, auf Verderben ist dieser Fleiß gerichtet, um die Arglosen desto sicherer zu berücken und zu umspinnen, sind diese Fäden so zart gewebt. Wie sie da hängt, unbeweglich als ob sie todt wäre, und auf ihren Fang lauert! Lug und Trug das ganze Wesen — Arglist, Ränke das Werk dieser kunstreichen und mühsamen Anstrengung. Soll man das loben?

Doch das arme Thier kann nicht anders, es muß davon leben, es thut, wie die Natur es gelehrt hat, und die wird wohl zu verantworten wissen, was sie ihren Kindern in den Sinn legt. Die Menschen brauchen nicht davon zu leben, und stecken doch oft voll Lug und Trug, und spannen fein gewebte Netze aus, zu fangen und

zu verderben, was nicht auf seiner Huth ist; und die hat es nicht die Natur gelehrt, sondern ihr böses Gemüth. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht. Einfalt, Wahrheit, das ist natürlicher Menschensinn.

Spinnet noch so fein und so unverdrossen, lasset alle Welt euch preisen, daß ihr es so klug gemacht, und so fleißig dabey gewesen, und es so gut zu Stande gebracht: man wird euch doch verachten, wenn ihr Arges im Herzen hägtet, und ihr werdet nicht bestehen vor der Wahrheit.

Das arme Pflänzchen hier ist geknickt, traurig hängt ihm das Köpfchen herunter, kann nicht klagen und weinen und doch ist es geknickt, und das Herz ihm gebrochen von Traurigkeit. Ich will es sorgfaltig aufbinden, vielleicht erholt es sich noch einmal wieder, und lebt noch ein Paar fröhliche Tage an der mild-warmen Herbstsonne. Seine Zeit ist zwar ohnehin bald

um, aber ein Paar fröhliche Tage mehr bleibt immer Gewinn, besonders, wenn man nur eine so kurze Zeit zu leben hat; und ist's nicht besser, eines natürlichen Todes sterben als eines gewaltsamen? Die Mutter ruft es dann an ihr Herz, und begräbt es still an dem Plätzchen, das sie ihm bestimmt hat.

An Ort und Stelle begraben werden, wo die Liebe den Platz wählt und einsegnet, ist auch etwas werth.

Gewiß haben es die Menschen getreten. Was treten die nicht unter ihre Füße!

Wer doch alles Geknickte aufbinden, alles Kranke stärken, und alles heilen könnte, dem das Herz gebrochen.

Dort steht noch ein Blümchen ganz allein, fast im Wege; Sonne hat's wenig, darum ist es kümmerlich geblieben. Zuweilen wächst auch hoch

herauf, über seines Gleichen weit hinweg, was allein steht, aber Sonne muß es haben.

O, ihr verlassenen Menschen, in eurer stillen Einsamkeit, wie verkümmert ihr oft, weil kein Licht und keine Wärme der Liebe in euer dunkles Kämmerlein fallen, weil ihr so ganz und gar im kalten Schatten steht! Aber wie herrlich entwickelt ihr auch oft die reine schöne Eigenthümlichkeit Eures Wesens, ungestört von den verderblichen Einflüssen der Welt, wenn ihr nicht ganz und gar im Schatten steht, wenn das Licht und die Wärme der Liebe euch ins Gemüth dringen! Heilig soll mir eure Einsamkeit seyn, der weise Gärtner hat euch das abgesonderte Plätzchen angewiesen, wer euch verpflanzte oder vieles neben euch setzte, möchte euch schaden; indeß will ich sehen, ob ich euch nicht die liebende Pflege geben kann, deren ihr bedürfet.

Berlin, gedruckt bey C. F. Amelang.

Allen gebildeten Leserinnen

sind noch folgende bey C. F. Amelang in Berlin erschienene Schriften besonders zu empfehlen.

Blätter,
dem
Genius der Weiblichkeit geweiht;
von Friedrich Ehrenberg,
Königlichen Hofprediger zu Berlin.
8. 1809. 1 Tlr. 18 Gr. Cour.

Inhalt.

I. Vermischte Aufsätze: 1. Schönheit der Seele. 2. Edle Einfalt. 3. Der helle Blick. 4. Empfindsamkeit und Empfindelei. 5. Die Freundlichkeit. 6. Das stille Leben. 7. Das sorgenfreie Gemüth. 8. Das Warten. 9. Die gefährlichen Stunden. 10. Die schönen Stunden. 11. Glaubensstärke. II. Diotime's Selbstgeständnisse.

D. C. F. L. Wildberg's
Naturlehre
des weiblichen Geschlechts.
Ein Lehrbuch
der physischen Selbstkenntniß
für Frauen gebildeter Stände.
Zwei Theile.
8. 1811. 2 Thlr. 18 Gr.

Mit diesem Werke ein allgemeines und vollständiges Lehrbuch der physischen Selbstkenntniß für das weibliche Geschlecht zu liefern, war die

Absicht des gelehrten, durch mehrere Schriften bereits rühmlichst bekannten, Verfassers, und man wird dieser, gewiß überaus glücklichen Idee desselben seinen Beifall um so weniger versagen, als damit einem wahren und dringenden Bedürfniß in unserer Literatur auf eine gewiß eben so gründliche als zweckmäßige Weise abgeholfen worden ist. Dem gebildeten Theile des weiblichen Geschlechts muß dieses Werk daher eine um so willkommenere Erscheinung seyn, als der demselben hierin ertheilte, eben so vollständige als populäre Unterricht über seine physische Beschaffenheit, eine Lücke in seiner Bildung ausfüllt, die, wenn auch oft schon anerkannt, mit offenbarem Unrecht jedoch bisher nicht weiter berücksichtigt worden ist.

Bulletin

des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, so wie den Künsten, Manufakturen, technischen Gewerben, der Landwirthschafs und der bürgerlichen Haushaltung;

für

gebildete Leser und Leserinnen aus allen Ständen.

Herausgegeben

von

Sigism. Friedr. Hermbstädt.

Königl Preufs. Geh. Rath. Ober-Medicinal- und Sanitäts-Rath, ordentlicher öffentlicher Lehrer der Chemie etc.

Mit Kupfern. gr 8. Auf Engl Druckpapier Jahrgang 1809 und 1810; oder Erster bis Sechster Band. Broschirt. 16 Thlr.

Jahrgang 1811; oder Siebenter, Achter und Neunter Band. Broschirt, 8 Thlr.

Ferner ist noch zu haben:

Buchholz, Friedrich, Kleine Schriften historischen und politischen Inhalts. Zwei Theile. 8. 1808. Broschirt. 3 Thlr. 8. Gr.

Eylert, R., (Königlicher Hofprediger und Kurmärkischer Consistorialrath), Die weise Benutzung des Unglücks. Predigten, gehalten in den Jahren 1809 und 1810 in der Hof- und Garnison-Kirche zu Potsdam. gr. 8. 1810. 1 Thlr. 16 Gr.

Grattenauer, Dr. Friedr., Frankreichs neue Wechselordnung, nach dem beigedruckten Gesetztexte der officielen Ausgabe übersetzt, mit einer Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Beilagen. gr. 8. 1808. Brosch. 16. Gr.

May, J. G., (Königl. Fabriken-Commissarius zu Berlin), Anleitung zur rationellen Ausübung der Webekunst. Mit einer Vorrede begleitet von D. Sigismund Friedrich Hermbstädt, (Königl. Geheimer Rath rc.). Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. 1811. Brosch. 16. Gr.

Voß, Julius von, Ini. Ein Roman aus dem ein und zwanzigsten Jahrhundert. Mit einem Titel-Kupfer und Vignette von Leopold. 8. 1810. 1 Thlr. 12 Gr.

Wilmsen, F. P., Klio. Ein historisches Taschenbuch für die wissenschaftlich gebildete Jugend, für das Jahr 1811 Mit Kupfern von Meno Haas. 8. Sauber gebunden. 1 Thlr. 12 Gr.

Wolff, D. S. J., Die Kunst krank zu seyn, nebst einem Anhange von Krankenwärtern, wie sie sind und seyn sollten; für Aerzte und Nichtärzte. 8. 1811. 21 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrenberg, Friedrich, 1776-1852

Seelengemählde

Bd.: 1

Berlin (1812)

P.o.germ. 302 dcp-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107648-3